epd-Dokumentation online

Herausgeber und Verlag: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH,

Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt am Main

Geschäftsführerinnen: Ariadne Klingbeil, Dr. Stefanie Schardien

Amtsgericht Frankfurt am Main HRB 49081

USt-ID-Nr. DE 114 235 916

Chefredakteur der epd-Zentralredaktion: Karsten Frerichs Verantwortlicher Redakteur epd-Dokumentation: Uwe Gepp

Erscheinungsweise: einmal wöchentlich, online freitags

Bezugspreis **Online-Abonnement** "epd-Dokumentation" per E-Mail: monatl. 33,25 Euro, jährlich 399 Euro, vier Wochen zum Ende des Bezugsjahres kündbar.

Online-Abonnement inkl. Archivnutzung von "epd Dokumentation" (ab Jahrgang 2001): jährlich 469,80 Euro

Bestellservice: GEP gGmbH Leserservice, Postfach 1154, 23600 Bad Schwartau, Tel.: 0451 4906-830, Fax: 0451 4906-950, E-Mail: gep-leserservice@medienexpert.com

Redaktion (Adresse siehe oben unter GEP): Tel.: 069/58098-209,

Fax: 069/58098-294, E-Mail: doku@epd.de

© GEP, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten. Die mit dem Abo-Vertrag erworbene Nutzungsgenehmigung für "epd-Dokumentation" gilt nur für einen PC-Arbeitsplatz. "epd-Dokumentation", bzw. Teile daraus, darf nur mit Zustimmung des Verlags weiterverwertet, gedruckt, gesendet oder elektronisch kopiert und weiterverbreitet werden.

Anfragen richten Sie bitte an die epd-Verkaufsleitung (Adresse siehe oben unter GEP), Tel.: 069/58098-259, Fax: 069/58098-300, E-Mail: verkauf@epd.de

Haftungsausschluss:

Jede Haftung für technische Mängel oder Mängelfolgeschäden ist ausgeschlossen.



Frankfurt am Main • 7. Mai 2024 www.epd.de Nr. 19

■ Kirche & Diakonie in der Zeitenwende

#aus Liebe genauer hinschauen

Tagung der Ev. Akademie Tutzing in Kooperation mit der Diakonie Deutschland Tutzing, 2. bis 3. November 2023

Impressum

34587 Felsberg

Kirche & Diakonie in der Zeitenwende

Zeitenwende - wir haben das Wort des Jahres 2022 sehr bewusst in den Titel der Tagung aufgenommen, die in diesem Heft dokumentiert ist. Denn längst geht es unter diesem Begriff nicht mehr allein um Außen- und Sicherheitspolitik. Digitalisierung und Künstliche Intelligenz schicken sich an, alle Lebensbereiche grundlegend umzuwälzen. Die Gesellschaft wird zugleich bunter und diverser, was bei viel zu vielen antidemokratische Reflexe auslöst. Der Klimawandel macht zudem eine umfassende Transformation unumgänglich in einer Situation, in der die Menschen aus dem dauerhaften Krisenmodus - Wort des Jahres 2023 - kaum noch herausfinden. Das verstärkt das Gefühl von Unsicherheit. Was wird morgen sein?

Viele Mitarbeitende in Kirche und Diakonie kennen diese Frage aus dem Mund derjenigen, mit denen sie Kontakt haben. Zudem geraten die beiden großen Kirchen selbst immer weiter in die Krise. Seit kurzem gehören ihnen weniger als 50 Prozent der Menschen in Deutschland an. Das durch die Veröffentlichung der ForuM-Studie - die zwischen der Tagung und dieser Publikation lag und in den Beiträgen noch nicht reflektiert wird - offenbar gewordene Ausmaß des Missbrauchs in der evangelischen

Kirche verstärkt die Krise nur noch. Längst befinden sich auch Kirche und Diakonie in einer Zeitenwende.

Zeitenwenden sind Anlässe zu Reflexion und Neuaufbruch. Die berühmte Stegreifrede Johann Hinrich Wicherns auf dem Wittenberger Kirchentag von 1848 zeugt von diesem Bewusstsein. Mit der Gründung der Inneren Mission begann eine neue Epoche der protestantischen Zuwendung zum Menschen in der Moderne. 175 Jahre nach Wichern wollten wir erneut nach vorne blicken: Wie kann christliche Nächstenliebe mit den verbleibenden Ressourcen in einer sich rasant wandelnden Gesellschaft zur Geltung gebracht werden? In welchem Verhältnis stehen dabei Diakonie und Kirche? Das waren unsere Fragen. Nur mit Mut, Gestaltungswillen, im guten Miteinander und vernetzt mit anderen Akteuren! So lautete unsere Arbeitshypothese.

Ich bin der Diakonie Deutschland sehr dankbar, dass wir in ihrem Jubiläumsjahr gemeinsam diese Tagung veranstalten konnten. Es war die persönliche Initiative des Ende 2023 in den Ruhestand verabschiedeten Präsidenten der Diakonie Deutschland, Ulrich Lilie, das seit 175 Jahren schwelende Dauerthema des Verhältnisses von Kirche und Diakonie in der aktuellen Zeitenwende noch einmal theologisch und kirchenleitend vertieft in den Blick zu nehmen. Wir wollten

hier - mit dem Jubiläumshashtag gesprochen - #ausLiebe genauer hinschauen. Dass die Evangelische Akademie Tutzing dafür als der geeignete Ort erschien, freut mich besonders und erfüllt mich mit Dank für das Vertrauen! Ein großer Dank gilt auch Sigurd Rink und Benedikt Lerch aus dem Präsidialbereich der Diakonie, die ebenfalls viel zum Gelingen des Vorhabens beigetragen haben. Dass Rüdiger Schuch, ab Januar 2024 Präsident der Diakonie, auf der Tagung anwesend war, freut uns genauso wie die Bereitschaft der Vorsitzenden der Diakonie Bayern Dr. Sabine Weingärtner sowie des bayerischen Landesbischofs Christian Kopp - an seinem zweiten Tag im Bischofsamt - sich der Diskussion zu stellen.

Ich danke allen an der Tagung Beteiligten sehr. Wir konnten die gehaltenen Vorträge und Impulse alle in diesem Heft abdrucken. Die große Bereitschaft und die Verbindlichkeit, auch nach der Tagung noch Vorträge in eine schriftliche Form zu bringen und Manuskripte zu überarbeiten, halte ich nicht für selbstverständlich! Zur redaktionellen Überarbeitung haben auch Sebastian Casañas, Berit Viergutz und Hannah Pupeter in der Evangelischen Akademie Tutzing ihren Teil beigetragen.

Dr. Hendrik Meyer-Magister, Stellvertretender Direktor und Studienleiter, Evangelische Akademie Tutzing

Quellen:

Kirche & Diakonie in der Zeitenwende #aus Liebe genauer hinschauen

Tagung der Ev. Akademie Tutzing in Kooperation mit der Diakonie Deutschland – Tutzing, 2. bis 3. November 2023

Inhalt:

Kirche & Diakonie in der Zeitenwende #aus Liebe genauer hinschauen

Tagung der Ev. Akademie Tutzing in Kooperation mit der Diakonie Deutschland Tutzing, 2. bis 3. November 2023

▶ Ulrich Lilie: Fünf Beobachtungen: Kirche und Diakonie in der Zeitenwende	4
▶ Prof. Dr. Annette Noller: 175 Jahre nach Wittenberg: Kirche und Diakonie in einer diversen Gesellschaft	9
► Christoph Stolte: 175 Jahre nach Wittenberg: Diakonie ist Kirche statt Diakonie und Kirche	14
▶ Prof. Dr. Christian Albrecht: Diakoniewissenschaftliche und theologische Orientierungen: Die wechselseitige Angewiesenheit von Diakonie und Kirche	22
▶ Prof. Dr. Johannes Eurich: Diakoniewissenschaftliche und theologische Orientierungen: Diakonie hat hybriden Charakter	24
► Elisabeth Peterhoff: Diakoniewissenschaftliche und theologische Orientierungen: Kirche&Diakonie in der Zeitenwende	26
► Daniel Hörsch: Relevanz von Kirche und Diakonie?! Zentrale Einsichten aus der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD	28
▶ Prof. Dr. Thorsten Moos: Empirie und Theologie von Religion im urbanen Raum: Die zukünftige Stadt suchen	35
▶ Prof. Dr. Christian Oelschlägel: Tagungskommentar: Kirche und Diakonie in der Zeitenwende – Ein Blick zurück nach vorn	42
► Verzeichnis der Referentinnen und Referenten	46

Fünf Beobachtungen: Kirche und Diakonie in der Zeitenwende¹

Pfarrer Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie Deutschland sowie stellvertretender Vorstandsvorsitzender des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung, Berlin

2. November 2023

Das Wort »Zeitenwende« steht inzwischen wie ein Label für eine grundlegende Verunsicherung, die viele Menschen nicht nur in diesem Land, sondern wahrscheinlich in Europa und weltweit bewegt. Diese Verunsicherung resultiert aus grundlegenden, komplex miteinander verwobenen Krisen, die mit den folgenden Stichworten beschrieben werden: Krieg mitten in Europa und eine tiefe Krise des Multilateralismus, Herausforderungen der westlichen Demokratien durch Populismus, zunehmende soziale Ungleichheiten und individuelle wie regionale Ungleichheiten und nicht zuletzt ein tiefgreifender demografischer Wandel in einer Gesellschaft des langen Lebens, der sich aber eben auch mit einer rasant zunehmenden Diversität verbindet. Die Vorstellungen von einem guten Leben gehen weit auseinander. Sie sind zudem verbunden mit der Herausforderung, dass die Digitalisierung aller unserer Lebensbereiche sehr viel umfassender ist als der schlichte Umstand, dass wir heute alle das Internet nutzen. Die Digitalisierung wird unser Leben, unsere Kommunikation und unsere Arbeit, unsere Kultur und Politik ganz wesentlich verändern, wir ahnen das bereits. Sie wird auch den Mensch-Maschine-Übergang verändern. Wir werden das alle in den nächsten Jahren noch erleben. Und als wenn das nicht genug wäre, läuft im Anthropozän ein weltweiter menschengemachter Klimawandel ab, der von uns allen eine rasche Verhaltensänderung erfordert, weil der Klimawandel zwar menschengemacht ist, aber gleichwohl nach Naturgesetzen abläuft.

I.

Wir leben in unruhigen Zeiten. Ja, wir erleben, so der Soziologe Andreas Reckwitz, gerade einen Epochenbruch. Ich bin überzeugt, dass der Umbruch jetzt, 175 Jahre nach der Gründung der Diakonie, in Tiefe und Qualität durchaus Ähnlichkeiten mit dem Epochenbruch aufweist, auf den die Väter und Mütter der Diakonie in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit Ideenreichtum inspiriert aus Glauben und bis heute wegweisend geantwortet haben. Damals wurde die Agragesellschaft durch das Industriezeitalter abgelöst.

Es gab einen unfassbaren Run auf die Städte. Das Jahr 1848, das wir in diesen Tagen in vielen Runden erinnern, steht nicht zufällig für die erste bürgerliche Revolution, für die Verfassung des kommunistischen Manifestes und zugleich für das Entstehungsjahr der Diakonie. Es entstand eine über Jahrzehnte gewachsene, vielstimmige Antwort von evangelischen Christinnen und Christen auf die – für uns heute gar nicht mehr vorstellbaren - sozialen Missstände und Herausforderungen dieser Zeit: die innere Mission, die Vorgängerin dessen, was wir heute die Diakonie nennen. Heute verändert sich die Gesellschaft ähnlich grundlegend, allerdings in einem viel höheren Tempo. Ich bin überzeugt, wir Evangelischen werden vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen in etwa 25 Jahren, wenn es gut geht, noch eine relevante Minderheit sein. Schon heute hat die Diakonie in manchen Regionen des Landes kaum noch eine Chance, Mitarbeitende zu gewinnen, die getauft sind. Schon heute fehlen überall im Land Pfarrpersonen und die Kirchen stehen leer. Und eine »Kirche für das Volk« werden wir in 25 Jahren kaum noch umfassend darstellen können. So die verunsichernde Faktenlage, auf die heute kaum weiterführende strategische, theologisch-diakoniewissenschaftlich reflektierte, gut begründete gesellschaftsrelevante Antworten zu finden sind.

Und leider sehe ich nur wenige Formate, wenige Orte, an denen sich die Besten, die Klügsten zusammensetzen, um sich über diese Fragen gemeinsam den Kopf zu zerbrechen und neue Perspektiven entwickeln.

Und trotzdem bin ich sicher, dass die Chancen und die Perspektiven für Kirche und Diakonie auch in einer sich so tief transformierenden Gesellschaft ausgesprochen vielfältig sind. Es gibt viele Aufgaben, bei deren Lösung die Relevanz des Evangeliums vor der Kirchentür Glanz entfalten kann. Es geht nicht nur um die wichtige Frage, wie wir gesellschaftliche Teilhabe und Zusammenhalt in unserer rasant vielfältiger, älter, digitaler und sozial ungleicher werdenden Gesellschaft unter den Bedingungen des weltweiten Klimawandels so mit gestalten können, dass es für möglichst viele fair zugeht. Es geht auch darum, wie wir Kirche und Diakonie in der Zeiten-

wende als Kirche Jesu Christi so gestalten, dass die Menschenfreundlichkeit Gottes für möglichst viele, immer unterschiedlicher werdende Menschen überhaupt weiterhin in der Fläche erfahrbar werden kann. Ich denke, das ist der uns verbindende Auftrag.

II.

Die Kirche Jesu Christi gewinnt ihre soziale Gestalt durch verschiedene Akteure wie die unterschiedlichen Organisationsformen der verfassten Kirche und der unternehmerisch aufgestellten Diakonie. Sie werden oft von außen weder als eine Kirche wahrgenommen, noch verhalten sie sich so. Selbst dann, wenn beide Akteure ihre Ziele am biblischen Auftrag kenntlich ausrichten, wenn diakonische Einrichtungen diakonisches Profil auch wirklich leben, kann die Kluft zwischen Gemeinden und Kirche, zwischen Kirche und Diakonie aktuell sehr tief sein. Diese Erkenntnis begleitet die Diakonie bereits seit ihrer Gründung. Diese Kluft erschwert aber heute in nicht mehr hinzunehmender Weise die Wahrnehmung wichtiger gemeinsamer öffentlicher Aufgaben und gemeinsamer Anliegen, so meine These. Ein möglicher, ja notwendiger gemeinsamer Weg beginnt zunächst mit der differenzierten Wahrnehmung und Wertschätzung der jeweils begründeten organisatorischen Differenz zwischen Gemeinde, Kirche und unternehmerischer Diakonie und baut vor Ort strategische Kooperationen auf, die diese begründeten Unterschiedlichkeiten als Chance für die Menschen vor Ort nutzen.

An wichtige Etappen der Entfremdung in der diakonisch-kirchlichen Geschichte sei kurz erinnert. Sie beginnt schon im 19. Jahrhundert, als Johann Hinrich Wichern gemeinsam mit anderen auf die gesellschaftlichen Umbrüche der Industrialisierung und die damit verbundenen sozialen Umwälzungen und Notlagen reagierte. Sie erkannten, dass allein lokale Initiativen angesichts tiefgreifender gesellschaftlicher Veränderung zu wenig bewirken würden. Mit Wicherns Programm der inneren Mission bewirkten sie vor allem eine Vernetzung der lokalen diakonischen Initiativen. Das war der Beginn dessen, was wir heute Diakonie nennen.

100 Jahre später, im Kontext der gesellschaftlichen Neuordnung nach 1945, wurde in Deutschland das Verhältnis von Staat und Zivilgesellschaft wieder grundlegend neu bestimmt. Die Arbeit von Kirche und Diakonie, gerade auch in den westdeutschen Kontexten, vernetzte sich

zunehmend auch mit dem Staat und der Politik. In der diakoniewissenschaftlichen Forschung wird diese mit dem Namen Eugen Gerstenmaier verbundene Phase als »Wichern zwei« bezeichnet. Einige können sich daran noch erinnern. Eine unerwünschte Nebenfolge dieser Entwicklung, die sich mit dem Stichwort Professionalisierung in der Diakonie verbindet, hat der Historiker Kurt Nowak treffend beschrieben als »die Entstehung einer diakonischen Sonderwelt, sei es im Blick auf die Landeskirchen und auch die Ortsgemeinden«.²

Und es war der Heidelberger Diakoniewissenschaftler und Sozialethiker Theodor Strohm, der 1998, also 150 Jahre nach 1848, eine grundlegende Neuausrichtung an Wicherns Programm gefordert hat und dies programmatisch als »Wichern drei« bezeichnet hat. Nach einer Phase der Professionalisierung ging es ihm um öffentlich und zivilgesellschaftlich organisierte Hilfeformen. So warb er für den Anschluss der Diakonie an soziale Netzwerke vor Ort und eine Stärkung des zivilgesellschaftlichen Engagements. Bis heute noch harren seine wegweisenden Perspektiven ihrer Umsetzung: »Grundlegend für kirchlich diakonisches Engagement, bei der Förderung und Initiierung des Bürgerengagements ist, dass auf Vereinnahmung verzichtet wird und das Ziel, die Hilfe für Notleidende, jederzeit das Zentrum bleibt. Mit dieser Haltung verträgt sich durchaus, die Quelle der eigenen Motivation kenntlich zu machen und Glauben zu bezeugen. Kennzeichnend ist, dass zugleich unbefangen geschichtliche oder im Ausland bewährte Modelle aufgegriffen, neu erprobt werden und ein breiter sozialer Lernprozess eingeleitet wird.«3

Es war dann Wolfgang Huber, der drei Jahre später »Wichern drei« wieder aufgenommen und damit nun insbesondere das Verhältnis von Kirche und Diakonie neu adressiert hat. Ich zitiere auch Wolfgang Huber. »Die Zuwendung zum hilfsbedürftigen Nächsten ist Grundimpuls der Diakonie, aber ebenso auch Grundimpuls der Kirche. Diakonisches Handeln meint immer die Person des anderen in der Einheit von Leib und Seele, in der Pflicht, hinter der Hilfsbedürftigkeit den Menschen zu entdecken.« Das ist - wie ich meine - eine der schönsten Definitionen von Diakonie: anderen zu helfen, ein eigener Mensch zu sein. »Es geht darum, im Anderen die unverwechselbare und von Gott geliebte Person zu sehen und auf diese Weise eine Diakonie zu entwickeln, die zur Bekräftigung des Evangeliums vor der Kirchentür wird.«4

III.

Ich bin überzeugt, und damit bin ich schon bei meinem dritten Aspekt, dass beide Perspektiven heute zusammengehören und dass sich aus dem Zusammendenken der Impulse von Theodor Strohm und Wolfgang Huber eine umfassende neue Perspektive für Kirche und Diakonie ergeben könnte, die ich, wenn ich einmal diese Zählung einfach nachvollziehe, »Wichern vier« nennen möchte. Es geht mir darum, Kirche und Diakonie in einer vielfältig gewordenen Gesellschaft als Kirche und Diakonie mit anderen Akteuren der Zivilgesellschaft zu denken: als eine diakonische Kirche, die sich als intermediäre Organisation mitten in der Zivilgesellschaft verortet. So übernimmt sie Mitverantwortung für Themen des Zusammenlebens und des Zusammenhalts an sehr unterschiedlichen Orten in unterschiedlichen Kontexten. Der intermediäre Sektor ist dabei nicht nur die Grundlage einer aktiven Bürgergesellschaft. Er stellt zugleich auch die Ressourcen für gemeinsam leitende Werte und Haltungen vor Ort sowie das Einüben gemeinsamer Übernahme von Verantwortung bereit. So bietet dieser Sektor notwendige soziale und wertorientierte Ligaturen, die dem Einzelnen in sehr unterschiedlichen Kontexten Rückhalt, aber eben auch soziale Vergewisserung und die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und Zugehörigkeit vermitteln können. Intermediäre Gemeinschaften sind aus meiner Sicht konstitutiv für die Entwicklung und Verbesserung des demokratischen Zusammenlebens in einer immer vielfältiger werdenden Gesellschaft. Sie können gemeinsam lokale Konzepte entwickeln helfen und zwischen Individuum und Staat oder Öffentlichkeit vermitteln. Das ist nicht nur mit dem Subsidiaritätsprinzip hervorragend vereinbar, das bietet auch eine zukunftsfähige Konzeption für eine postmigrantische und offene Gesellschaft und Raum für die gesellschaftlich integrierende Kraft von zivilisierter Religion.

Ich glaube, dass Kirchengemeinden und organisierte Diakonie gemeinsam Verantwortung für alle Menschen in den sehr unterschiedlichen Sozialräumen tragen, nicht nur für die getauften Menschen, die regelmäßig Gottesdienste besuchen. Diese bedingungslose, absichtslose Wahrnehmung solcher Verantwortung ist seit den Anfängen der Christenheit immer ein Teil der universalistischen Mission der Kirche gewesen. Eine kleiner werdende verfasste Kirche in einer säkularen, zugleich religiös vielfältiger werdenden Umgebung ist darum aus meiner Sicht gut beraten, die Organisationsform und die damit verbundenen besonderen Kompetenzen unternehmerischer

Diakonie konstruktiv aufzunehmen und auf diese Weise tatsächlich anderen in sehr unterschiedlichen regionalen Kontexten zu helfen, ein eigener Mensch zu sein – statt sich nur noch mit Fragen des Rückbaus und sich selbst zu beschäftigen. Die bildungsbürgerlich verengte Gemeinde darf sich verwandeln lassen und kann zu einer intermediären diakonischen Kirche werden, die ihre Türen öffnet, in das Gemeinwesen ausstrahlt und den Wirkungsbereich vor Ort als den Ort der Relevanz und als Plausibilitätsfläche für die gestaltende Kraft des Evangeliums entdeckt, wenn es um die Inklusion von sozial, materiell, kulturell oder mental benachteiligten Menschen im Land geht. Dabei kann jede Beratungsstelle, jeder Stadtteiltreff, jede Behinderteneinrichtung oder jede Stadtteilinitiative in der Nachbarschaft einen Beitrag leisten. Gemeinsam und in spezifischer Weise aufeinander bezogen wirken sie als Kirche Jesu Christi.

IV.

Es war der Bundespräsident Johannes Rau, der das schöne Bonmot geprägt hat, dass die Kommune der Ernstfall der Demokratie sei. Ich bin überzeugt, dieses Bonmot ist heute zutreffender als je zuvor. Es gilt, die »Vor-Ort-Ebene« neu zu entdecken, die Kommune auch als Ernstfall von Kirche und Diakonie in einem Deutschland mit sich immer unterschiedlicher und ungleicher entwickelnden städtischen und ländlichen Regionen. Hier erweist sich nach meiner Einschätzung die öffentliche Relevanz des Evangeliums vor der Kirchentür, um noch einmal Wolfgang Huber zu zitieren, oder eben nicht. Wenn wir uns weiter nur in den Rückzug begeben, wird das keine Aufbrüche erzeugen können. Wir werden auf dieser Tagung auch noch Daniel Hörsch hören, der uns die Einsichten der neuen KMU darstellt. Da wird uns nichts Gutes verheißen, wenn wir einfach so weitermachen. Ich bin überzeugt, wir verfügen noch über ein großes, bei weitem nicht ausgeschöpftes Potenzial, wenn wir uns klug aufeinander zubewegen, wenn wir geschickt die Möglichkeiten der unterschiedlichen Organisationsformen miteinander und zum Nutzen der Menschen vor Ort ausspielen. Noch verfügen wir über eines der besten Filialnetze der Welt. Wir sind in fast allen Sozialräumen dieses Land vertreten und wir haben eine hohe Präsenz in der Fläche. Darum können Kirchengemeinden wie diakonische Einrichtungen Lernorte für ein solches Einüben des Zusammenlebens der Unterschiedlichen in einer immer vielfältiger werdenden Gesellschaft aus dem Geist des Evangeliums werden, mit einer gesellschaftsdienlichen, diakonischen Prägung. Die aktuelle Diskussion um sogenannte »dritte Orte« bei Stadtentwicklern und kommunalen Planungsverantwortlichen ist so etwas wie eine öffentliche Einladung, wenn wir sie und die dahinter liegenden gesellschaftlichen Fragen richtig verstehen und mit unserem Auftrag verbinden.

Es wird auch für die diakonischen Einrichtungen etwas zu lernen geben. Wir sollten nicht nur über die Zukunft der Kirche nachdenken. Auch die diakonischen Einrichtungen haben bei der Gestaltung der zunehmenden Diversität sowohl ihrer Klienten als auch ihrer Mitarbeitenden und mit der damit verbundenen individualisierten Ausrichtung und einer konsequenten Sozialraumorientierung ihrer Angebote und Einrichtungen noch große Aufgaben vor sich. Wir sehen bereits heute an der Neuformulierung des Sozialgesetzbuches IX, das die Rehabilitation und Teilhabe von Menschen mit Behinderung regelt, wie sehr und wie stark Hilfehandeln zukünftig auch in der Altensowie der Kinder- und Jugendhilfe fachlich von den Stärken, Fähigkeiten und Bedürfnissen der einzelnen Menschen in ihrem konkreten Lebensumfeld geplant werden wird. Diese sozialräumlich gedachte Würdigung der Kompetenzen des einzelnen Menschen in seinem konkreten Umfeld wird die rechtlichen Regelungen wie die Finanzierungsinstrumente mit gutem Recht verändern. Man braucht kein Prophet sein, um zu sagen: Was uns aktuell bereits bei der Organisation von individuellen Hilfe- und Unterstützungsangeboten in der Arbeit mit Menschen mit Beeinträchtigungen beschäftigt, das wird uns in der Diakonie auch in der Kinder- und Jugendhilfe genauso wie in der Altenhilfe in den nächsten Jahren sehr beschäftigen.

Das erfordert in einer professionalisierten Diakonie, die gelernt hat, Konzernstrukturen, Effizienz und zentrale Organisation aufzubauen, sich wieder dezentraler und intermediärer zu organisieren. Das erfordert andere Steuerungs- und Führungsinstrumente sowie eine neue Unternehmenskultur. Das erfordert neue Kompetenzen und die Delegation von Verantwortung. Hier stehen viele Unternehmen vor großen Lernaufgaben. Gleichwohl meine ich, dass sich hier eine neue hoffnungsvolle und gesellschaftsdienliche Perspektive entwickelt, die mithilfe auch der digitalen Möglichkeiten großes Potential für die Relevanz von Kirche und Diakonie bietet.

V.

Zum Einüben von Intermediarität gehört aber auch, konsequent in lokalen Netzwerken denken zu lernen und projektorientiert mit Partnern auf Augenhöhe außerhalb auch unseres Milieus und von deren Bedürfnissen ausgehend zu kooperieren. Das stellt eine neue Demuts-Übung für Verantwortliche in Kirche und Diakonie dar: die eigenen (Teil-) Angebote von vorne herein mit den Kompetenzen und Bedarfen der anderen zivilgesellschaftlichen Akteure zusammen zu denken und dabei die besonderen Potentiale eines Sozialraumes bei der Bewältigung der Aufgaben mit zu berücksichtigen. Es wird in einer »user-centric-World« zukünftig sehr viel weniger »one-fits-all«-Lösungen geben, als heute noch in manchen kirchlich-diakonischen Strategiepapieren vorausgesetzt wird.

Es liegt auf der Hand, dass eine so gedachte, mehrdimensionale diakonische Kirche mit dieser Ausstrahlung als intermediäre Gesellschaft neue, sehr viel beweglichere Strukturen und neue Kompetenzen braucht. Sie braucht aber sicherlich auch eine Mehrsprachigkeit in Bezug auf unterschiedliche Systemlogiken von Kirche und Diakonie, in Bezug auf unterschiedliche Nähe und Distanzen zur Kirche und unserem Glauben und in Bezug auf die religiöse wie die säkulare Vielstimmigkeit im Land. Wie gesagt, sie wird sicherlich auch andere Organisationsformen der Kirche hervorbringen. Mehr Erprobungsräume und budgets, mehr Mut beim konsequenten Auswerten und Ausprobieren sowie eine konsequente Umsteuerung der noch vorhandenen Mittel wären auf dem Weg dorthin zu wünschen. Ich frage mich, warum es noch immer nicht normal ist, dass in jeder Synode mindestens eine repräsentative Anzahl von Vertreter:innen der diakonischen Einrichtungen sitzen, die Kirche vor Ort doch mitgestalten. Wir leben in einer Art Tunnelwahrnehmung der gesellschaftlichen Wirklichkeit und glauben wohl tatsächlich, unsere Beschlüsse würden heute noch das Antlitz der Welt verändern. Aber wir sind längst nur noch ein kleiner milieuverengter Ausschnitt der diversen und komplexen gesellschaftlichen Welt in diesem Land.

Es geht darum, Wichern vier in sehr unterschiedlichen Regionen und mit sehr unterschiedlichen Menschen vielgestaltig Realität werden zu lassen, Kirche und Diakonie mit anderen zu leben und Netzwerke der Menschenfreundlichkeit #aus Liebe zu knüpfen. Für die Mitverantwortung aller und eine Kultur der Barmherzigkeit und des

Respektes einzutreten, die Teilhabe sowie die Selbstwirksamkeit möglichst Vieler organisieren zu helfen und so vor Ort ein einladendes faires, offenes und demokratisches Gemeinwesen zu schaffen. Dazu sollten wir 175 Jahre nach Wichern #aus Liebe heute unseren Beitrag leisten.

Anmerkungen:

¹ Der Beitrag basiert zu Teilen auf: Ulrich Lilie: Wichern IV. Kirche und Diakonie mit anderen, in: Holger Bentele u.a. (Hg.): Demokratie leben. Fest im Glauben – klar im Reden, Debattenbuch für Markus Dröge, Berlin 2019, 69–74. Wir danken dem Wichern-Verlag für die freundliche Genehmigung, hier Passagen leicht überarbeitet erneut drucken zu dürfen.

- ² Kurt Nowak: Erbe und Auftrag Johann Hinrich Wicherns. Die Geschichtsschreibung der Diakonie als Thema der Kirchengeschichte, in: Ingolf Hübner/Jochen-Christoph Kaiser (Hg.): Diakonie im geteilten Deutschland, Stuttgart 1999, 204–222.
- ³ Theodor Strohm: »Wichern drei«. Die neue Kultur des Sozialen, in: ZEE 42/1 (1998), 171–175.
- ⁴ Wolfgang Huber: Diakonische Kirche mit Zukunft, verfügbar unter: https://www.ekd.de/20408.htm, zuletzt 20.03.2024.



175 Jahre nach Wittenberg: Kirche und Diakonie in einer diversen Gesellschaft

Oberkirchenrätin Prof. Dr. Annette Noller, Vorstandsvorsitzende des Diakonischen Werks Württemberg, Stuttgart

2. November 2023

1. Biblische Grundlagen

Wenn wir über diakonisches Handeln in der Zeitenwende nachdenken, müssen wir zuerst feststellen, dass sich die Diakonie seit 3.000 Jahren in einer permanenten Zeitenwende befindet. Das diakonische Handeln, das in der jüdisch-christlichen Tradition wurzelt, entsteht umgeben von den polytheistischen Kulturen Palästinas. Die Diakonie hat ihren Ursprung vor 3.000 Jahren in der Entstehung des Volkes Israel, das in der hebräischen Bibel als Glaubensgeschichte des jüdischen Volkes erzählt wird. In diesem Zusammenhang ist an die Sozialgesetzgebung zu erinnern, die Sabbatjahre, Erlassjahre, Schutz der Witwen und Waisen, an das Gebot der Nächstenliebe, die Psalmen, insbesondere die Klagepsalmen, und nicht zu vergessen die prophetisch-messianische Tradition mit ihrer Kritik an ungerechten Herrschaftsverhältnissen. Die Traditionen der hebräischen Bibel haben die christliche Ethik und die Formierung der Diakonie geprägt. Auch die bundesdeutsche Ausgestaltung des Sozialstaates geht auf diese biblischen Traditionen zurück. »Tu mir weg, das Geplärr deiner Lieder«, weil du die Armen unter Zwang setzt und das Recht beugst, sagt Amos (5,23) vor etwa zweieinhalbtausend Jahren. Das Zentrum der biblischen Ethik, insbesondere die Zuwendung Gottes zu Menschen in Notsituationen, wurzelt in dieser prophetischen Sozial- und Herrschaftskritik. Diese wurde aufgenommen in der jesuanischen Ethik. Zu erinnern ist an die Erzählung von Jesu Predigt in Nazareth (Lk 4, 16ff.). Jesus liest aus der Tora die messianischen Verheißungen, die in der Erfüllung der Sozial- und Erlassjahrgeboten festgehalten sind. Es ist dies die zentrale Aussage der jesuanischen Ethik, dass Teilhabe und Inklusion von marginalisierten und ausgegrenzten Menschen im Zentrum messianischen Handelns steht. Wenn wir heute an Johann Hinrich Wichern erinnern, dann können wir von der messianischen Verkündigung des Reiches Gottes den Bogen schlagen hin zur Selbsthingabe Christi am Kreuz. Auch in der Erlösung und Versöhnung der Sünder und Sünderinnen mit Gott ist dieser messianische Gedanke der Hinwendung Gottes zu bedürftigen Menschen

wieder zu erkennen. Auch im Kreuz ist ein diakonisches Handeln Gottes zugunsten bedürftiger Geschöpfe abgebildet. Wichern hat 1856 im Gutachten zum Diakonat eine ganze Heilsgeschichte ausgebreitet. Er schreibt darin, dass der Gipfel dieses diakonischen Handelns Gottes die Hingabe Christi am Kreuz ist, weil dort der Mensch erlöst und versöhnt wird und die Gemeinschaft mit Gott und Mitmensch wiederhergestellt wird. Zur Begründung diakonischen Handelns ist auch an die Reich-Gottes-Theologie und ihre Hoffnungsperspektiven zu denken, die die diakonische Gründergeneration inspiriert hat. Die jüdisch-christliche Tradition hat Menschen dazu motiviert, daran zu glauben, dass Tränen tatsächlich abgewischt werden, und Frieden sein wird, und »Leid und Geschrei nicht mehr sein wird« (Offb 21.4). Vor diesem Hintergrund hat die amerikanische Theologin, Phyllis Trible, die Bibel als »Pilgrim« bezeichnet, der durch die Zeiten wandert. Dabei, so sagt sie, werden die biblischen Texte in neuen Kontexten neu gehört, adaptiert und verstanden. Die biblische Botschaft wird seit 3.000 Jahren in sich verändernden Kontexten immer wieder reformuliert. Und insofern ist unsere heutige Aufgabe gar keine andere als die, die seit 3.000 Jahren den Gläubigen aufgegeben ist, auch wenn wir sie heute individuell als sehr radikal und tiefgreifend empfinden mögen, wenn wir über Kirche und Diakonie in der »Zeitenwende« nachdenken. Der biblische Auftrag und Diakonie – sie sind eng miteinander verwoben, denn Diakonie ist ein integraler Bestandteil des Evangeliums von Jesus Christus. Wir werden darüber nachdenken müssen, wie sich das organisational im kirchlichdiakonischen Handeln in der Zeitenwende abbildet.

Auch die griechische Bibel ist voller Hinweise darauf, dass das diakonische Handeln zentral zur christlichen Botschaft gehört. Ich erinnere an die frühen Traditionen des Abendmahls, die in der urchristlichen Gemeinde als Agape, als Gemeinschaftsmahl gefeiert wurde. Auch heute finden sich in unseren Kirchen Formen des gemeinsamen Essens als Ausdruck der christlichen Verbundenheit von Verschiedenen. Sei es in unseren Vesperkirchen in Württemberg, die keine Armenspeisungen sind, sondern Ausdruck der Gemeinschaft von Menschen in sehr unterschiedlichen

Lebenssituationen. Oder bei interreligiösen Feiern, bei denen Menschen öffentlich auf den Straßen gemeinsam Fasten brechen, Abendmahl abhalten, miteinander essen und Gemeinschaft haben. Schon unser Reformator, Martin Luther, hat die diakonische Dimension des Abendmahls betont: »Da muss nun dein Herz sich in die Liebe ergeben und lernen, wie dieses Sakrament ein Sakrament der Liebe ist und wie dir Liebe und Beistand zuteil werden, wie umgekehrt du Liebe und Beistand erzeigen sollst Christus in seinen notleidenden Gliedern.«1

Ich setze die biblische Tradition bewusst an den Anfang, bevor wir über organisationale Formen von Kirche und Diakonie nachdenken. Es ist grundlegend wahrzunehmen, dass in unserer gesamten theologischen Tradition christologische, sakramentale Glaubensaussagen direkt verbunden sind mit dem Auftrag zur Diakonie. Diakonie ist eine Dimension aller Theologie, sagt Ulrich Bach. So auch im Markusevangelium (Mk 10,45). Dort wird die Lebenshingabe Jesu verbunden mit dem Gedanken des Dienens, der Diakonie. Diese wird durch Christus leibhaftig in Heilungswundern, Brotwundern und spirituell in der Auferstehung geschenkt. Durch die Hingabe am Kreuz. Deshalb sagt auch Wichern, dass die Diakonie die »Signatur der Christenheit« ist, das heißt: die Unterschrift unter jedes christliche Denken und Handeln.

2. Geschichtliche Perspektiven: Zum Verhältnis von Kirche und Diakonie

Kommen wir nun zu den kirchentheoretischen Fragen rund um das Verhältnis von Diakonie und Kirche. Unser heutiges Kirchenbild ist stark durch die Reformation geprägt und die Vorstellung, dass sich die Gemeinde um die Predigt, also im Kirchraum versammelt. In der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert geschieht etwas Entscheidendes. Diakonie – und damit eine Sozialgestalt von Kirche - wird in der Form von Vereinen und Verbänden organisiert. Das ist die entscheidende Wirkung von Johann Hinrich Wicherns berühmter Rede in Wittenberg vor 175 Jahren. Indem er den Zentralausschuss der Inneren Mission gründet, gibt er dem auf der Bibel basierenden sozialen Handeln eine eigene organisatorische Gestalt: als Vereine und Verbände, in zivilgesellschaftlichen Organisationformen, die bis heute das Neben- und Miteinander von Diakonie und Kirche prägen. Diakonische Initiativen gab es schon vor 1848. Seit der industriellen Revolution, also etwa seit den 1830er Jahren, entstehen überall in Deutschland diakonische Träger. Wie auch heute

noch gehen die diakonischen Initiativen auf konkrete Missstände, auf Armut und industrielle Ausbeutung von Menschen, von Männern, Frauen und Kindern zurück. Bewegt wurde diese Diakonie von berühmten Gründerpersonen: Sieveking, Wichern, Fliedner, Werner, Bodelschwingh, Reihlen - um nur wenige zu nennen. Ganz besonders zu erwähnen ist die diakonische Mitarbeitendenschaft dieser Gründergeneration vor 175 Jahren, die Diakone und Diakonissen. Sie haben mit ihrer Lebenshingabe maßgeblich dazu beigetragen, Werke in bewundernswerter Größe aufzubauen. Diese haben bis heute Bestand und zwar weiterhin in der Form von Vereinen und Stiftungen. In Wittenberg nun bildet sich 1848 die überregionale Zusammenfassung der Diakonie als Spitzenverband und zwar ganz bewusst in Unterscheidung zur Amtskirche und ihrer weltlichen Obrigkeit. Die Amtskirchen und landesherrlichen Kirchenregimente waren der Gründergeneration zu schwerfällig und zu hierarchisch. Und so haben die Gründer und Gründerinnen ganz bewusst die zivilgesellschaftliche Form des aufstrebenden Bürgertums gewählt, um schlagfertig, schnell, ohne Kirchensteuermittel oder öffentliche Gelder und nur auf der Basis von Spenden und Lebenszeitspenden ihrer Mitarbeitenden, Diakonissen und Diakone, diese schnell wachsenden, großen Werke in der gemeinnützigen organisationalen Gestalt des Vereins oder der Stiftung aufzubauen. Diakonische Professionalität und Berichterstattung beginnt in dieser Zeit. Ebenso bedeutsam ist, dass mit der Gründung des Central-Ausschusses der Inneren Mission die Möglichkeit entsteht, über die Regionalkirchen hinaus das Agieren auf Bundesebene als Spitzenverband zu organisieren. Damit wird seit Wichern Mitverantwortung für Sozialgesetzgebungen durch Politikberatung in politischen Netzwerken übernommen. Dieser Gedanke war damals - in einer Zeit regionaler Königreiche – revolutionär. Er trägt uns bis heute und prägte die Diakonie in der Bundesrepublik als eine Institution, die als sozialpolitische Akteurin wahrgenommen wird einerseits neben der Kirche, aber andererseits auch als Kirche. Schon 1848 war die Organisation als bundeseinheitlicher Spitzenverband Voraussetzung für Subsidiaritätsregelungen, die im zwanzigsten Jahrhundert, genauer seit 1914, rechtlich ausformuliert wurden. Ohne Vereine, die als Spitzenverband organisiert waren, hätte es keine Subsidiaritätsregelungen und keine Einbindung in die Erbringung sozialer Dienste im Sozialstaat gegeben.

Bis heute ist Diakonie zugleich ein erfolgreiches volksmissionarisches Modell. Die Gründergeneration wollte nicht nur sozial handeln, sondern

auch missionieren. Johann Hinrich Wichern wählte daher die Bezeichnung »Innere Mission« für seine Organisation. Die Gründerpersonen waren sehr erfolgreich und wenn wir die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen heute heranziehen, sehen wir, dass diakonisches Handeln bis heute sehr zur Akzeptanz von Kirche beiträgt. Rund hundert Jahre nach Wittenberg, im Zweiten Weltkrieg, wurde die Diakonie dann auch wieder enger unter dem Dach der Kirche verortet, um die Innere Mission vor den Übergriffen durch die Nationalsozialisten zu schützen. 1948 wird die Diakonie in der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland dann folgerichtig als »Wesens- und Lebensäußerung der Kirche« bezeichnet. Seither gab es im geteilten Deutschland unterschiedliche Entwicklungen der Diakonie. Zwei mächtige Militärbündnisse, Kalter Krieg und die Dominanz westlicher Märkte prägten die Nachkriegszeit. In der Bundesrepublik wurde 1967 mit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts die Subsidiaritätsregelung als verfassungskonform erklärt. Danach kommt es zu einem enormen Wachstum der Diakonie und ihrer Hilfefelder durch sozialstaatliche Gesetzgebung, sozialrechtlich gesicherte Entgelte und einen fachlich fundierten Austausch zwischen der freien und öffentlichen Wohlfahrtspflege. Diese wird nach 1989 zusammengeführt mit der Inneren Mission bzw. Diakonie der ehemaligen DDR. Seit den neunziger Jahren und mit der Einführung des Europäischen Marktes, seit der Globalisierung und verschiedener Wirtschaftskrisen, geschieht diakonisches Handeln im Rahmen des Sozialmarktes und im Rahmen von zunehmender Trägerkonkurrenz.

3. Diakonie heute

Insgesamt gilt für die Bundesrepublik, auch für die wiedervereinigte: Diakonie wächst, und zwar wächst sie aufgrund ihrer besonderen Verfasstheit. Diakonie ist noch immer eine starke Organisation in der Gesellschaft, auch wenn wir sehen werden, dass sich die Rahmenbedingungen in der Zeitenwende verändern. Täglich werden heute ca. zehn Millionen Menschen in der Diakonie Deutschland unterstützt, gepflegt und beraten durch etwa 600.000 Mitarbeitende und 700.000 Freiwillige. Das ist ein bedeutender Beitrag in der Gesellschaft und auch in der Sozialpolitik. Diakonie – das macht ihre Besonderheit aus – ist heute eine intermediäre Organisation, die aufgrund ihrer Geschichte auf vier Feldern agiert: Ein Großteil der Finanzierung stammt erstens aus dem Sozialstaat und dessen Subsidiaritätsregelungen samt sozialrechtlich abgesicherten Refinanzierungen durch Pflegesätze und Entgelte. Das unterscheidet Diakonie von den durch Kirchensteuern finanzierten Aufgabenbereichen der Kirche, auf denen Diakonie zweitens auch weiterhin präsent ist. Diakonie wird noch immer in Kirchengemeinden und Kirchenbezirken ausgebracht, mit großer öffentlicher Anerkennung und großem ehrenamtlichem Engagement. Diakonie bewegt sich drittens auch auf einem staatlich regulierten Sozialmarkt. Dort wird Diakonie weiterhin über Entgelte finanziert, aber zunehmend auch durch neue Geschäftsmodelle, durch gebührenpflichtige Angebote. Diakonie ist viertens noch immer Teil der Zivilgesellschaft in der Vereinsstruktur und dort durch ehrenamtliche Arbeit und Spenden weiterhin vielfältig unterstützt. In dieser vierdimensionalen Aufstellung liegt die Krisenresistenz, Resilienz und Chance der Diakonie, sich auch weiterhin zukunftsfähig zu entwickeln. Diakonie wird in der Diakoniewissenschaft als hybride bzw. polyhybride Organisation bezeichnet, etwa von Heinz Schmidt und Johannes Eurich: aus verschiedenen Antrieben, aufgrund verschiedener Netzwerke und Ressourcen agierend. Diakonisches Handeln erstreckt sich zudem über zahlreiche Hilfefelder: von der kirchlichen Flüchtlingsarbeit über die spendenfinanzierte Vesperkirche und Tafelläden, über diverse Beratungsstellen für Betroffene von Suchterkrankungen, häuslicher Gewalt, Armut und Arbeitslosigkeit bis hin zu großen Komplexträgern in der Jugendhilfe, Behindertenhilfe, Altenhilfe, Krankenhäusern, Pflegeheimen uvm. Diakonie ist im Sozialraum vernetzt, in der Schulsozialarbeit oder auch durch ein Open-Haus für Frauen und Kinder in Gewaltsituationen. Wenn wir über Krise reden, dann reden wir für die bundesdeutsche Diakonie von einer Krise in einer Situation der Fülle an Aufgaben und Aufgabenfeldern. Diakonie ist aufgrund dieser Verortung inmitten der Gesellschaft und durch politische Netzwerke stark aufgestellt - mit einer starken Mitarbeitendenschaft. Die Diakonie verfügt dazu über ein breites internationales und globales Netzwerk durch Brot für die Welt, internationale Entwicklungsarbeit, Hilfsorganisationen wie z.B. Hoffnung für Osteuropa und Diakonie Katastrophenhilfe. Die diakonischen Fach- und Landesverbände und der Bundesverband der Diakonie leisten fachliche Beratung, Innovation und politische Lobbyarbeit.

4. Kirchenmitgliedschaft und Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen

Zugleich haben wir auch in den alten Bundesländern eine deutlich sinkende Kirchenmitgliedschaft. Im Vergleich waren 1950 in Westdeutschland 96% der Bevölkerung Kirchenmitglieder.

Lange galt es als selbstverständlich, dass die Kirchen eine bestimmende moralische Kraft sind und dass den beiden großen Kirchen fast alle Menschen angehörten. Schon 2010 waren nur noch 68% Kirchenmitglieder in den alten Bundesländern. Heute gehören in Württemberg noch 62% den christlichen Kirchen an, im Bundesdurchschnitt liegt die Kirchenmitgliedschaft darunter. Der Beitritt der neuen Länder zum Bundesgebiet hat den statistisch darstellbaren Rückgang beschleunigt, weil die Kirchen in der DDR bereits kleiner geworden waren. Bemerkenswert ist, dass in allen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen immer und durchgehend eine gemeinsame Erwartung sowohl von Mitgliedern wie auch von Nichtmitgliedern geäußert wird: Kirche soll sich diakonisch engagieren, und zwar an erster Stelle. Schon in der Befragung 2012 (publiziert 2014) sagen 83 Prozent der Befragten, Kirche solle sich für »Arme, Kranke und Bedürftige engagieren«, und 83 % Kirche solle sich »um Menschen in sozialen Notlagen kümmern«. Und dann erst kommt mit 75% Zustimmung die Aussage: Kirche solle »Raum für Gebet sein« und »die christliche Botschaft verkündigen«. Die hohe Zustimmung zur Diakonie ist durchgehend in allen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen. Diakonisches Handeln ist auch ein Grund zum Verbleib in der Kirche.

5. Kirchen und Diakoniebild

Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen wurden in der Theologie begleitet von kirchentheoretischen Forschungen. Organisational betrachtet so sagt z.B. Uta Pohl-Patalong - ist das Ortschristentum trotz seiner hohen Vernetzung vor Ort eine sehr spezifische Form des Christseins. Pohl-Patalong hält fest, dass das Ortschristentum dazuhin eine sehr ressourcenintensive Form christlicher Kirchen ist, die darüber hinaus in der Geschichte der Kirchen keineswegs durchgehend prägend für die Kirche war. Die Kirchentheorie geht heute davon aus, dass Kirche sowohl in der ortsnahen Begegnung – in Gruppen, Kreisen und Gemeinschaften – ausgebracht wird, dass Kirchen aber auch in pluralen Formen - durch Bildungsangebote, Kirchenmusik und Diakonie – erlebbar wird. Kirche begegnet heute vielen Menschen nicht mehr in Kirchengemeinden, aber noch immer in diakonischen Projekten und Einrichtungen. Menschen, die sonst nicht mehr mit der Ortskirche in Verbindung kommen, kommen mit der Institution Kirche durch diakonisches Handeln in Berührung. Daher wird in der derzeitigen Kirchentheorie auch von der »Kommunikation des Evangeliums« als Definition für Kirche gesprochen. Kirche begegnet nicht nur in der Verkündigung, in der Form von gottesdienstlichen Feiern, sondern auch durch soziales Engagement und unterstützendes Handeln der Diakonie. Für viele Menschen sind der Religionsunterricht und der Konfirmandenunterricht weiterhin die biografisch bedeutsamsten Lernorte des Glaubens. Im Bereich der Diakonie erleben Menschen die Kommunikation des Evangeliums aber auch durch Pflegen, Unterstützen, Befähigen und Trösten in Lebenskrisen. Kirche ist daher zu denken als »Kirche an pluralen Orten«². Damit entsteht ein vielfältiges Bild von Kirche. Vielleicht würden dann auch die Beteiligungsstrukturen anders aufgestellt werden und Ressourcen vielfältiger ausgebracht, wenn wahrgenommen wird, dass Kirche in pluralen Organisationsformen aufgestellt sein muss, durch die sie das Evangelium in die verschiedensten Kontexte hinein kommuniziert.

6. Schlussgedanken: Diakonie - Kirche an pluralen Orten

Betrachten wir das hier entfaltete Kirchen- und Diakoniebild abschließend nicht nur organisational, sondern insbesondere noch einmal aus einem theologischen Blickwinkel: In der noch nicht verabschiedeten Mitarbeitsrichtlinie der EKD wurden vier Grunddimensionen von Kirche zugrunde gelegt. Diese stammen aus der altkirchlichen Theologie. Die vier Grundvollzüge von Kirche wurden auch in der Leuenberger Konkordie und verschiedentlich in der Kirchentheorie z.B. von Peter Buchmann und Ralf Charbonnier aufgegriffen. Kirche konstituiert sich danach in leiturgia, martyria, koinonia, und diakonia: also erstens in gottesdienstlichem Handeln und liturgischem Feiern, zweitens in Zeugnis und Bildung, drittens in der Gemeinschaft und viertens in der Diakonie. Damit entsteht ein anderes Bild als das einer Kirche, die ausschließlich im Kirchraum unter dem Hören der Predigt versammelt ist. Konstitutiv für die Kirche ist nach CA VII die Gemeinschaft der Gläubigen, in denen das Evangelium verkündigt bzw. kommuniziert und gelebt wird. Dort, um es noch einmal theologisch zu wenden, schenkt sich Christus den Versammelten und Hörenden selbst. Fritz Lienhard formuliert, dass Kirche immer rezeptiv ist. Sie definiert sich weder durch das, was sie an sich und für sich ist, noch durch das, was sie tut, sondern durch das, was sie empfängt. Kirche ist dann dort, wo Menschen bereit sind, sich Christus schenken zu lassen. Dies geschieht aber nicht allein im Kirchraum der Ortskirchengemeinde, sondern in allen vier Grundvollzügen von Kirche. Die Gläubigen können darauf vertrauen, dass dort, wo das Evangelium von Christus gepredigt wird, wo es in Bildungsangeboten und diakonischen Einrichtungen kommuniziert und gehört wird, Christus selbst gegenwärtig ist. Christus predigt sich auch im diakonischen Handeln. Christus schenkt sich Menschen auch dort, wo Menschen in Krisen beraten, gepflegt, getröstet und unterstützt werden.

Wo stehen wir als Diakonie heute? Wir haben noch immer viele Ressourcen, wir haben große Netzwerke in unsere Gesellschaft hinein, in vielfältigen diakonischen und kirchlichen Arbeitsfeldern. Diakonie wird getragen, das ist das Wesentliche auch heute, vom Glauben an Jesus Christus, der sich auch uns heute schenkt. Das teilen wir mit der Gründergeneration vor 175 Jahren auf der Grundlage der biblisch-theologischen Tradition. Die Herausforderung besteht darin, unser Kirchen- und Diakoniebild anschlussfähig zu machen für Veränderungsprozesse, die heute als Krisen erlebt werden. Hier möchte ich abschließend Beate Hofmann zitieren, die Vorsitzende des Aufsichtsrats der Diakonie Deutschland und Bischöfin der Evangelischen Kirche Hessen-Nassau. Sie sagt, »evangelische Einrichtungen stehen vor der Aufgabe, Beispiel für gelingenden Umgang mit Diversität zu sein in einer Gesellschaft, die ein gutes Verhältnis zu Unterschiedlichkeit und Vielfalt ringt«.3 Diakonie, so ergänze ich, muss ein gelingendes Beispiel sein für einen professionellen und auf christlichen Werten basierten Umgang mit Krisen. Das muss für Menschen in individuellen Krisen und für internationale und gesellschaftliche Krisen gleichermaßen gelten, die als Zeitenwende erlebt werden. Die theologische Basis dafür ist die Teilhabe an der Liebe Gottes, die allen Menschen gilt. Um sich als Kirche für die Zukunft aufzustellen wird es essentiell sein, diakonische Dimensionen des Kirche-Seins weiterzuentwickeln und in den Beteiligungsstrukturen, Gremien und kirchlichen Handlungsfeldern als eine grundlegende Funktion kirchlichen Handelns wahrzunehmen und zu verorten. Diakonie ist auch nach 175 Jahren ein wesentlicher Grund für Menschen, Kirchenmitglied zu bleiben. Diakonie ist ein Brückenkopf in die Gesellschaft hinein, weil Menschen erreicht werden, die sonst nicht mehr mit Kirche in Kontakt kommen. Diakonie ist insbesondere in der Zeitenwende ein Ort, an dem Christus sich Menschen in sozialen und gesundheitlichen Risiken schenken will, um sie zu trösten und Hoffnung zu schenken. Diakonie ist – und das ist zentral – kein Additum zum kirchlichen Handeln, sondern Auftrag und Aufgabe einer Kirche, die das Evangelium von Jesus Christus predigt und vielfältig in Wort und Tat kommuniziert. Ich schließe mit einem Zitat aus Psalm 31,15f: »Ich aber, Gott, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott. Meine Zeit steht in deinen Händen.«

Anmerkungen:

- ¹ Martin Luther: Ein Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi und von den Bruderschaften (1519, WA 2, 742–758), in: Ders.: Ausgewählte Schriften, Bd.2, hg. v. Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, Frankfurt a. M. ²1983, 52–77, Zitat: 58.
- ² Annette Noller: Diakonat und Kirchenreform. Empirische, historische und ekklesiologische Dimensionen einer diakonischen Kirche, Stuttgart 2016.
- ³ Evangelische Landeskirche in Württemberg und Diakonisches Werk der evangelischen Kirche in Württemberg e.V. (Hg.): Kirche und Diakonie in Württemberg. Kirchenmitgliedschaft und Kirchenzugehörigkeit in kirchlichdiakonischen Arbeitsfeldern. Abschlussbericht einer Symposienreihe des Diakonischen Werks Württemberg und der Evangelischen Landeskirche Württemberg, Stuttgart 2023, 11.

175 Jahre nach Wittenberg: Diakonie ist Kirche statt Diakonie und Kirche¹

Oberkirchenrat Christoph Stolte, Vorstandsvorsitzender der Diakonie Mitteldeutschland, Halle an der Saale

2. November 2023

»Diakonie ist Kirche statt Diakonie und Kirche« habe ich meinen Vortrag überschrieben. Die Sprachregelung »Diakonie und Kirche« oder »Kirche und Diakonie« ist uns allen geläufig. Sie ist die Kurzform einer Beschreibung aus der Grundordnung der EKD aus dem Jahre 1948, in der es heißt »die diakonisch-missionarischen Werke (sind) Wesens- und Lebensäußerung der Kirche«.2 Dabei handelt es sich um eine Schutzformel aus dem Jahre 1940, um diakonische Einrichtungen vor nationalsozialistischer Vereinnahmung oder Auflösung zu bewahren.³ Diese enge Bindung rechtlich selbstständiger diakonischer Träger an die verfasste Kirche war in der Zeit des Nationalsozialismus und darüber hinaus auch in der DDR zwingend geboten, um die schlichte Existenz einiger diakonischer Einrichtungen vor dem Zugriff des Staates zu sichern. Ich stelle die kritische Frage, ob es noch zeitgemäß ist, die Diakonie als eine Lebensäußerung der verfassten Kirche zu beschreiben.

Ein erster Blick auf die Landeskirche

Meine Perspektive ist die der Evangelischen Landeskirche Mitteldeutschlands, der EKM. Die EKM umfasst weitgehend Thüringen, Sachsen-Anhalt, den Norden von Sachsen und den Süden von Brandenburg. Trotz regionaler Verschiedenheiten ist sie eine von der Institution her kleine Landeskirche in großer Fläche in einer weitgehend säkularen Gesellschaft. In der Leitung der Landeskirche ist uns bewusst, dass die derzeitige kirchliche Institution mit der steten Verringerung der Kirchenmitgliederzahlen und dem steten Rückbau von Strukturen und personellen Ressourcen nur noch eine überschaubare Zeit wirksam sein kann. Wir werden uns von einer über Jahrhunderte bestehende kirchlichen Versorgungsstruktur in der Fläche nach und nach verabschieden müssen. Erkennbar ist, dass es - insbesondere im ländlichen Raum - Orte geben wird, an denen die Landeskirche mit einer parochialen Versorgungsstruktur nicht mehr präsent sein wird. Doch wie die Kirche von Morgen aussehen wird, ist zugleich offen. Seit einigen Jahren investiert die EKM in Erprobungsräume, um Initiativen von

neuen Formen und Orten kirchlichen Lebens zu fördern und daraus zu lernen.

Ein zweiter Blick auf die Diakonie

Die neuzeitliche Diakonie selbst war seit ihrer Entstehung Mitte des 19. Jahrhunderts niemals homogen, sondern immer eine vielgestaltige Bewegung rechtlich selbstständiger und selbstverantwortlicher Organisationen. Unter den heutigen Rahmenbedingungen und in einem politisch beeinflussten »Wettbewerb« zu anderen Anbietern sozialer Leistungen gewinnt die konsequente Gestaltung und Ausrichtung der diakonischen Träger als multirational geführte Sozialunternehmen an zukunftsentscheidender Bedeutung. Zugleich besteht in der Heterogenität der verschiedenen Rationalitäten, insbesondere in der Priorisierung des Ökonomischen, ein besonderes Risiko. Es droht sowohl das Diakonische des einzelnen Unternehmens als auch das Verbindende der einzelnen diakonischen Unternehmen untereinander aus dem Blick zu geraten.

Diakonie gewinnt als Ort kirchlichen Lebens in der Gesellschaft an Bedeutung und häufig wird Kirche von Menschen überwiegend über diakonische Einrichtungen und Angebote wahrgenommen. Je mehr sich die verfasste Kirche aufgrund des eigenen Ressourcenmangels aus der Fläche zurückziehen muss, stellt sich die Frage, welche zukünftige Bedeutung eine diakonische Einrichtung als Ort kirchlichen Lebens im Sozialraum hat und wie sie diesen bewusst gestaltet. Diakonie ist nicht nur der Geleitzug der verfassten Kirche. Daher ist die Beschreibung der Diakonie als »Wesens- und Lebensäußerung der Kirche« wobei die verfasste Kirche gemeint ist - weder zeitgemäß, noch inhaltlich passend. Diakonie muss aus sich selbst heraus beschreiben, was ihr christliches Profil, ihr Kirche-Sein auszeichnet und dieses nicht von der verfassten Kirche ableiten

Eine Anmerkung: In der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland gibt es fast keine diakonischen Dienste, deren Trägerschaft eine Kirchengemeinde oder ein Kirchenkreis ist, ausgenommen evangelische Kindertagesstätten. Diakonische Werke der Kirchenkreise, insofern ist es diese überhaupt gibt, sind immer rechtlich selbstständige diakonische Unternehmen. Eine finanzielle Unterstützung durch den Kirchenkreis ist nur in sehr geringem Maße möglich. Durch die Landeskirche oder Kirchenkreise finanzierte Pfarrstellen gibt es noch in kleinem Umfang, meistens Teildienststellen im Seelsorgebereich. Stellen von Theologen in Leitungspositionen gibt es nur sehr wenige, die ausschließlich durch die diakonischen Unternehmen finanziert werden.

1. Diakonie ist Kirche Jesu Christi

Auf dem Weg einer tragfähigen Selbstbestimmung, was Diakonie ist, lautet meine These: Diakonie ist Kirche Jesu Christi. Dieses will ich mit zwei theologischen Gedankengängen begründen und Folgerungen daraus ableiten.

Ein erster, eher klassisch theologischer Zugang: Diakonie ist nach ihrem Selbstverständnis Kirche Jesu Christi gemäß des Augsburger Bekenntnis' von 1530.⁴

Dazu eine Vorbemerkung: Einen Bekenntnistext aus der Zeit der Reformation für heutige diakonische Überlegungen hinzuzuziehen, bedarf einer besonderen Vorsicht. Es besteht die Gefahr, das Gewollte eher hineinzuinterpretieren als daraus abzuleiten. Ich bin mir dessen sehr bewusst und beschränke mich daher auf den grundlegenden Gedanken der funktionalen Beschreibung von Kirche als Ort der Verkündigung des Evangeliums.

In Artikel 7 heißt es: »Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden.«

Kirche Jesu Christi ereignet sich dort, wo das Evangelium in verschiedenen Formen verkündet wird. Eine bestimmte Struktur und Ordnung sind dagegen nicht konstitutiv für die Kirche Jesu Christi. Dieses bedeutet im Umkehrschluss aber nicht, dass die in der Welt sichtbare Kirche keiner verlässlichen Strukturen und Ordnungen bedarf. In der Reformation sind viele Kirchenordnungen entstanden. Diese haben dabei aber immer eine der Verkündigung des Evangeliums dienende Funktion.

Das helfende Handeln wird durch die Reformatoren in Beziehung zu Gnade und Rechtfertigung gesetzt. In Abgrenzung zur damaligen römischen Kirche wird evangeliumsgemäß jede Form des Verdienstes der Gnade durch eine vorhergehende menschliche Leistung verneint. Helfendes Handeln steht aber immer in der Gefahr, als Verdienst solcher Art verstanden zu werden.

In Artikel 4 heißt es: »Weiter wird gelehrt, dass wir Vergebung der Sünde und Gerechtigkeit vor Gott nicht durch unser Verdienst, Werk und Genugtuung erlangen können, sondern dass wir Vergebung der Sünde bekommen und vor Gott gerecht werden aus Gnade um Christi willen durch den Glauben.«

Darauf bezieht sich Artikel 6: »Es wird auch gelehrt, dass dieser Glaube gute Früchte und gute Werke hervorbringen soll und dass man gute Werke tun muss, und zwar alle, die Gott geboten hat, um Gottes Willen. Doch darf man nicht auf solche Werke vertrauen, um dadurch Gnade vor Gott zu erwerben.«

Helfendes Handeln ist eben nicht Mittel zur Gnade, sondern Ausdruck erfahrener Gnade Gottes. Helfendes Handeln – in unserem Sinne diakonisches Tun – ist dem gelebten Glauben inhärent, quasi als *conditio sine qua non*.

Das Augsburger Bekenntnis beschreibt Kirche als Ort der Predigt des Evangeliums in der »Versammlung aller Gläubigen«. Es wäre nicht richtig daraus abzuleiten, dass erst ein hinreichendes – wie auch immer zu bestimmendes – inhaltliches Bekenntnis der einzelnen Menschen zum Kirche-Sein oder die Taufe notwendig wären.⁵ Auch gelingende Verkündigung des Evangeliums bleibt immer Gott selbst überlassen. Sie bedarf einer menschlichen Ausgestaltung. Diese menschliche Ausgestaltung ist dann sichtbares Kennzeichen der unsichtbaren und unverfügbaren Kirche Jesu Christi. Das Kirche-Sein ist daher nicht abhängig von der Disposition der Menschen.

Wie realisiert sich nun das Kirche-Sein der Diakonie? Dieses kann einmal durch die klassischen Grundvollzüge bzw. Lebensäußerungen von Kirche beschrieben werden:

- Verkündigung (martyria): Praxisformen von Kirche, die auf die kognitive Erfassung und Vermittlung von Inhalten des Glaubens abzielen, insbesondere Wortverkündigung und die verschiedensten Formate diakonischer Bildung.
- Liturgie (liturgia): Praxisformen, in denen Christen ihre Gottesbeziehung symbolisch zum Ausdruck bringen. In der Diakonie:

insbesondere kleine geistliche Formate, Andachten, Gottesdienste, Segnungen, Gebete, Rituale und auch geistliche Räume.

- Diakonie (diakonia): Praxisformen helfenden Handelns sowohl auf individueller als auch gesellschaftlich-politischer Ebene.
- Gemeinschaft (koinonia): Praxisformen, in denen für Menschen ihre Zusammengehörigkeit erlebbar und erfahrbar wird.

Wenngleich theologiegeschichtlich die Herkunft dieser vier Grundvollzüge unklar ist, können diesen vier kirchlichen Lebensäußerungen biblische Grundlagen zugeordnet werden.⁶ Sie können als Formen eines Lebens in der Nachfolge Jesu Christi, für die Jesus Christus seine Gegenwart unter den Menschen zugesagt hat, verstanden werden.7

In den vier Grundvollzügen gewinnt die in Jesus Christus gegründete und durch Menschen gestaltete Kirche Sichtbarkeit in der Welt. Diese Grundvollzüge sind gleichwertig, nicht hierarchisch gewichtet und gleichermaßen stets aufeinander bezogen. Das diakonische Handeln ist dadurch in die Mitte des Kirche-Seins eingeordnet. Es ist keine separate Gestaltungsform neben oder sogar außerhalb von Kirche.

Diakonie hat dabei ebenso nicht den Auftrag, durch niederschwelliges Hilfehandeln, Menschen zum »Eigentlichen« der Verkündigung bzw. als Mitglieder in die verfasste Kirche zu bringen. Das Kirche-Sein der Diakonie ist auch nicht eine Art »diakonisches superadditum« bzw. zusätzliches diakonisches Profil, sondern eine Grunddimension, die alle Formen diakonischen Handelns durchdringt.

2. Diakonie als Ort der Kommunikation des **Evangeliums**

Nun ein zweiter theologischer Gedankengang zur Beschreibung der Diakonie als Kirche. Unter Aufnahme der Überlegungen zur Praktischen Theologie von Ernst Lange, Christian Grethlein und Michael Domsgen will ich aufzeigen, dass die Kommunikation des Evangeliums die Diakonie zur Kirche Jesu Christi macht.

Was ist mit Kommunikation gemeint?

Die Reformatoren sprechen in der Regel von Predigt und Unterricht als Formen der Verkündigung des Evangeliums. Trotz aller Vielfalt der Kommunikationswege wird in der verfassten Kirche bis

heute von »Verkündigungsdienst« gesprochen. Das traditionelle eindimensionale Sender-Empfänger-Modell der Verkündigung ist jedoch für die heutige Zeit zu unterkomplex.8 Der Begriff der Kommunikation ist sehr viel umfassender und bezeichnet unabschließbare kommunikative Aushandlungsprozesse. Evangelium wird dabei nicht als eine feste Größe verstanden und ist auch nicht unabhängig von der konkreten Kommunikation fassbar. Die Bedeutung von Evangelium wird im dialogischen Kommunikationsgeschehen generiert, ist dabei ergebnisoffen, aber nicht beliebig.9 Kommunikation des Evangeliums hat ein performatives Potential, eine Wirklichkeit schaffende Dimension. Das Evangelium ereignet sich kommunikativ immer wieder neu im Austausch von Personen und deren Beziehungen. Es ist offen für immer neue Entdeckungen in der Logik der Ko-Produktion.10

Kommunikation findet dabei zugleich in verschiedenen Dimensionen statt, die als Sprachen bezeichnet werden können. Neben der Wortsprache (mündliche Codes, aber auch Leitbilder, Ordnungen, Satzungen) sind die Körpersprache, die Klangsprachen, die Objektsprachen (Gebäude, Räume, Gesprächssettings) und sozialen Sprachen (hierarchische Codes, Umgangskulturen) wesentlich. 11 Verdeckte Machtstrukturen können dabei das Gelingen kommunikativer Prozesse gefährden. Funktionale Asymmetrien müssen für alle Beteiligten erkennbar sein. In einer Dienstgemeinschaft, die auf der in der Geschöpflichkeit jedes Menschen begründeten Gleichheit der Menschen basiert, kann Evangelium in einem für alle Beteiligten bereichernden Sinne ergebnisoffen und dialogisch kommuniziert werden.¹²

Was ist mit Evangelium gemeint?

Jesus Christus ist Inhalt und Bote des Evangeliums (Mk 1,1 und Mt 4,23) zugleich und das Evangelium wird in personaler Interaktion kommuniziert (Mk 1,14 und Mt 4,23). Inhaltlicher Kern des Auftretens und Wirkens Jesu ist die »Gottesherrschaft«, sowohl bereits in der Gegenwart angebrochen als auch zugleich ein zukünftiges Ereignis. Im Evangelium wird die liebende und wirksame Gegenwart Gottes wirkmächtig. 13 Christian Grethlein folgert aus Jesu Leben und Reden drei verschiedene Kommunikationsmodi: Lehren und Lernen, gemeinschaftliches Feiern und Helfen zum Leben.

Im Modus des Lehrens und Lernens steht die verbale Kommunikation Jesu im Mittelpunkt. In Gleichnissen und Parabeln kommuniziert er in

eindrücklichen, mit großem Interpretationsspielraum versehenen Bildern die Gottesherrschaft. Dazu kommen die sog. »Streitgespräche Jesu« mit kurzen, inhaltlich genauen Wortwechseln und hoher Bezogenheit auf die jeweiligen Gesprächspartner. Es handelt sich um Lehr- und Lernprozesse, in denen Verhaltensdispositionen und die Einstellung einzelner Menschen durch von außen kommende Impulse angesprochen und auch (teilweise) verändert werden. Das im Kommunikationsprozess entdeckte Neue bewirkt eine Veränderung des Lebens. Zugleich bleiben diese Kommunikationsprozesse ergebnisoffen und sind auch von Unverständnis geprägt.¹⁴

Im Modus des gemeinschaftlichen Feierns stehen die Mahlgemeinschaften Jesu im Mittelpunkt, bei denen Essen und Trinken und die damit verbundene Sättigung ein zentrales Element sind. Zum Anbruch der Gottesherrschaft gehören für Jesus die Speisung der Hungrigen (Mt 5,6) und die Gemeinschaft mit den, aus rituellen und moralischen Gründen, Exkludierten. Der Anbruch der Gottesherrschaft ist selbst schon durch das Stillen des Hungers und des Erlebens von Überfluss geprägt. Gemeinsame Mahlzeiten werden zum Bild für die Gemeinschaft mit Gott im alltäglichen Leben. 15 Schon in den Anfängen der christlichen Gemeinden mussten Spannungen zwischen Elementen symbolischer Kommunikation und freier Geselligkeit, verbunden mit physischer Sättigung, bearbeitet werden (1. Kor 11,17ff.). Beides trat dann nach und nach in der Praxis der Kirche auseinander. Die Feier von Jesu Abschiedsmahl wurde ein liturgisch-rituelles Element des Gottesdienstes.

Im Modus Helfen zum Leben verband Jesus das soziale bzw. heilende Tun mit der Zusage der Sündenvergebung. Von Jesus berührte Menschen wurden von ihren Sünden, d.h. von »ihrer Gebrochenheit im Verhältnis zu Gott, und ihrem Leiden befreit. Damit wurden sie in die anbrechende Gottesherrschaft hineingenommen.«¹⁶ Dabei wird das inklusive Handeln Jesu auch gegen viele Widerstände seiner Zeit besonders erlebbar und öffentlich sichtbar. Die Gottesherrschaft zeigt sich im helfenden Tun, das nur den Anderen, sein Heil, seine Heilung und Inklusion als Subjekt seines selbstgestalteten Lebens im Blick hat.

Die drei Kommunikationsmodi des Evangeliums sind miteinander verbunden. Zum einen sind sie als allgemein menschliche Kommunikationen zu beschreiben. Zum anderen wird die liebende und wirkende Gegenwart Gottes in diesen Kommunikationsmodi erfahrbar. »Letztlich geht es um ein

Durchscheinen Gottes in den ganz und gar menschlich konnotierten Kommunikationen des Lernens, des Feierns und des Helfens.«¹⁷

Was bedeutet das für die Diakonie?

Kommunikation des Evangeliums im Modus des Lehrens und Lernens erfährt in der Form diakonischer Bildungsprozesse eine hohe Aufmerksamkeit. Ein großer Teil der in der Diakonie Mitteldeutschland Beschäftigten ist nicht kirchlich sozialisiert bzw. in der verfassten Kirche beheimatet. Daher ist diakonische Bildung als Grundaufgabe jedes diakonischen Trägers weitgehend anerkannt. Dies bedeutet, Menschen mit religiöser Weltdeutung und religiöser Kommunikation in vielfältiger Weise vertraut zu machen. Eigenverantwortliches Handeln im Licht des Evangeliums soll ermöglicht und befördert werden. Diakonische Bildung dient »sinn- und wertorientierter reflexiver Durchdringung diakonisch-sozialer Handlungsfelder und Herausforderungen«.18

Zugleich soll in vielfältigen Formen geistlichen Lebens allen in der Diakonie unterstützten und tätigen Menschen die biblische Botschaft einladend zugänglich gemacht werden. Dabei gilt es, die vielfältigen Formate des geistlichen Lebens in das Alltagsgeschehen zu integrieren. Wesentlich ist, dass christliche Vollzüge, Ausprägungen und Haltungen eine arbeitsalltägliche Relevanz für in der Diakonie tätige Menschen haben. Diese entsteht, wenn Kommunikation des Evangeliums in den verschiedenen Modi den Arbeitsalltag durch zwischenmenschliche Handlungen und auch durch Empowerment erleichtern.¹⁹

Kommunikation des Evangeliums im Modus des gemeinschaftlichen Feierns hat per se einen inklusiven Charakter. Ganzheitlich erlebbare Gemeinschaft bedarf dabei einer besonderen Aufmerksamkeit. Es geht um verschiedene Formen geistlichen Lebens, in denen Menschen sich als Gemeinschaft vor Gott und mit Gott erfahren. Und es geht zugleich um ein Eintreten ganz konkret gegen Hunger, von »Tafeln« bis zu Brot für die Welt. Das Erleben in menschlicher Gemeinschaft zu Essen, von der Bahnhofsmission, der Aktion #wärmewinter bis zu gemeinsamen Mahlzeiten in der Tagespflege oder der Kindertageseinrichtung können Erfahrungen eröffnen, zugleich bei Gott willkommener Gast zu sein. Der Abbau von Exklusionen und Diskriminierungen, das Eintreten für eine inklusive Kirche und Gesellschaft sind Zeichen für die nahe Gottesherrschaft.

Dieser Modus der Kommunikation des Evangeliums prägt auch die Gestaltung der Dienstgemeinschaft, der alle in der Diakonie Tätigen angehören. Jede und jeder ist gleichwertiger Teil einer Dienstgemeinschaft, unabhängig der jeweiligen individuellen Funktion und Verantwortung. Diesem sollen die Regelungen für das gemeinsame Arbeiten, die Prozesse der Mitbestimmung und die Wege die Inhalte der Arbeitsrechtssetzung entsprechen. Auch diese dienen der Kommunikation des Evangeliums.

Kommunikation des Evangeliums im Modus des Helfens zum Leben hat den einzelnen Menschen oder auch eine den Menschen behindernde gesellschaftliche Situation im Blick. Dabei ist Diakonie als helfende Tat in sich eine vollwertige Grundfunktion der Kirche. Sie bedarf nicht eines geistlichen Deutungswortes. Im Zentrum steht allein der eine konkrete Mensch in seiner individuellen Lebenssituation, mit seinem irdischkonkreten Hilfebedürfnis, nicht eine übergeordnete theologische Sicht seiner Problemlage.20 Kommunikation des Evangeliums im Modus des solidarisch-helfenden Handelns ist demnach konstitutiv für das Kirche-Sein der Diakonie.

Alle sozialen Leistungen diakonischer Anbieter werden von den Menschen als Handlungen von Diakonie erlebt und können damit auch als Kommunikation des Evangeliums erlebt und gedeutet werden. Daher bedarf es immer der ethischen Reflexion, wie und in welcher Weise die Diakonie tätig wird. Das schließt auch einen kritischen Blick auf fachliche Entwicklungen in einzelnen Leistungsbereichen ein. Dabei ist zu beachten, in welcher Weise die Diakonie sich Menschen helfend zuwendet. Es geht immer um Assistenz des Einzelnen als verantwortliches Subjekt seines Lebens und um Respekt vor den Entscheidungen, die der Einzelne für sein Leben trifft.

Das Kirche-Sein der Diakonie ist in allen drei Modi der Kommunikation des Evangeliums als kontinuierlicher Prozess und andauernde Bewegung zu verstehen. Kommunikation des Evangeliums durchzieht dabei alle Bereiche der Diakonie: Leistungserbringung in den typischen Handlungsfeldern, Bildung, geistliches Leben, Unternehmensführung, Ethik, Leitbilder, Grundsätze, Ordnungen und Strukturen. Der sehr umfassende Begriff der Unternehmenskultur umfasst diese verschiedenen Dimensionen, wobei die alltäglich real erlebte und nicht die in Grundsatzpapieren beschriebene Kultur entscheidend ist.

Dieser kontinuierliche Kommunikationsprozess benötigt dauerhaft gesicherte Reflexionsräume, z.B. in Ethikgesprächen, in der Auseinandersetzung mit dem christlichen Menschenbild, im Ringen um multirationale Entscheidungen im Management und der Leistungserbringung, in der diakonischen Bildung und im geistlichen Leben.²¹ Damit wird Diakonie zu einem »Reflexions- und Verantwortungsraum im Horizont des Evangeliums«, der auch diakonische Unternehmensführung durch seine ethische und religiöse Sensibilität von anderen Unternehmen unterscheidet.²² In diesem Reflexions- und Verantwortungsraum sind die verschiedenen Fachlichkeiten und je eigenen Logiken und Rationalitäten, z.B. in Sozialarbeit, Medizin, Pflege, Pädagogik, Psychologie, Theologie, Ökonomie, Management und Rechtswissenschaft in einem gleichberechtigten Miteinander zu bedenken und aufeinander zu beziehen.

In der als Kommunikation des Evangeliums verstandenen Diakonie ist diese bewusst als von Menschen gestaltete Bewegung und ein Prozess zu verstehen, die zu einem Raum der Begegnung mit Gott werden kann. Ob sich Kommunikation des Evangeliums wirklich ereignet, bleibt aber für Menschen immer unverfügbar. So ist Diakonie als Kirche nicht von Menschen »machbar«, sondern vertraut darauf, dass Menschen sich vom Leben, Wirken und Geschick des Jesus von Nazareth durch Gottes Wirken berühren lassen.

Noch ein Gedanke zu den Finanzen: Diakonie in ihrer heute organisierten Form bildet sich strukturell durch selbstständige Rechtsträger ab, die sich (weitgehend) unabhängig von der verfassten Kirche finanzieren. Es ist abzusehen, dass die prognostizierte finanzielle Entwicklung der verfassten Kirche zukünftig keine Spielräume lassen wird, die Diakonie wesentlich und dauerhaft zusätzlich finanziell zu unterstützen. Mögliche Erwartungen, dass die verfasste Kirche für das >christliche Plus< der Diakonie sorgt, müssen ins Leere laufen und würden die hier beschriebene. erforderliche Diskussion zu einem Verständnis von Diakonie als Kirche Jesu Christi ad absurdum führen.

3. Diakonie als Kirche Jesu Christi -Überlegungen zu Dienstgemeinschaft und Gemeindeverständnis

In der Diakonie tätige Personen sind Teil einer Dienstgemeinschaft. Dabei ist der Begriff der Dienstgemeinschaft insbesondere für das Verständnis der kirchlichen Mitbestimmung und des kirchlichen Arbeitsrechtes konstitutiv.²³ Es ist

nicht entscheidend, was die einzelne Person für die Mitarbeit in der Diakonie motiviert. Durch ihre Mitarbeit bestätigen sie zugleich, dieser Dienstgemeinschaft – das bedeutet dem »Zusammenschluss all derjenigen Menschen, die sich im Namen des evangelischen Christentums den in Not und Bedürftigkeit geratenen Menschen mit praktischem sozialen Hilfehandeln zuwenden«²⁴ – angehören zu wollen.

Wenn Diakonie Kirche ist, stellt sich die Frage, ob die Dienstgemeinschaft oder ein Teil dieser zugleich als christliche Gemeinde verstanden werden kann? Die Erfahrung ist, dass sich in der Diakonie tätige Personen oftmals mit der Diakonie, aber nicht mit der verfassten Kirche identifizieren. Auch das binär codierte Mitgliedschaftsrecht (draußen und drinnen) der verfassten Kirche bildet die Zugehörigkeit von Beschäftigten in der Diakonie zu einer diakonischen Gemeinde nicht ab. Die Taufe ist nicht Kriterium der Zugehörigkeit zur Dienstgemeinschaft. In der Dienstgemeinschaft gibt es eine unterschiedlich große Anzahl an Menschen, die einer christlichen Kirche angehören. Wieder ein Teil davon ist in einer Kirchengemeinde beheimatet. Ein anderer Teil steht trotz formaler Kirchenmitgliedschaft der verfassten Kirche eher distanziert gegenüber. Es wäre zu einfach zu sagen, dass alle Mitglieder der Dienstgemeinschaft, die zugleich formal Mitglieder der verfassten Kirche oder auch einer Freikirche sind, eine Diakoniegemeinde als Untergruppe der Dienstgemeinschaft bilden würden.

Die bisher eher disjunktiven Mitgliedschaftslogiken werden in der Diakonie durch Netzwerke, die ihrem Wesen nach fluide Zugehörigkeiten abbilden, ersetzt bzw. als solche transformiert. Beschäftigte der Diakonie gestalten durch ihren Dienst (alle Berufsgruppen und Funktionen eingeschlossen) das Kirche-Sein. Dies wird deutlich in der Haltung, mit der sie ihren täglichen Dienst tun, der konzeptionellen und ethischen Gestaltung des Dienstes und auch in der Beteiligung am geistlichen Leben und diakonischen Bildungsangeboten.

Auch Nichtkirchenmitglieder, die Beschäftigte in der Diakonie sind, sollten unter Umständen stärker als »an der Kirche beteiligte Persönlichkeiten«²⁵ verstanden werden. Das Kriterium der Partizipation ist hier bedeutsamer als das der formalen Kirchenzugehörigkeit. In der Diakonie tätige Personen entscheiden für sich immer wieder neu, ob sie am geistlichen Leben in den Einrichtungen teilnehmen und sich selber als Teil der sich immer neu bildenden geistlichen Gemeinschaft ver-

stehen. Längst verkörpert sich Zugehörigkeit zu Kirche an vielen Stellen über alternative Orte und Räume, beispielsweise diakonische Einrichtungen, Kindertagesstätten, evangelische Schulen, aber auch digitale Netzwerke oder auch durch punktuelle Wahrnehmung spiritueller Angebote.²⁶

In diakonischen Einrichtungen konstituiert sich nach diesem Verständnis daher Gemeinde immer wieder neu sowohl durch die Menschen, die in einer diakonischen Einrichtung leben bzw. deren Dienste in Anspruch nehmen als auch durch die Menschen, die in der Einrichtung tätig sind. Es ist zu diskutieren, ob eine solche »Diakoniegemeinde« genauer beschrieben werden kann und muss, und ob und wie diese formalisiert werden kann. Aus meiner Sicht ist es hinreichend, diese als eine »Diakoniegemeinde« pro loco et tempore zu denken und zu beschreiben.

4. Überlegungen zum Verhältnis von Diakonie und verfasster Kirche

Eine verbindliche Zuordnung von verfasster Kirche und Diakonie ist aus religionsverfassungsrechtlichen Gründen zwingend notwendig. Die Diakonie muss zwingend der verfassten Kirche als Religionsgemeinschaft zugeordnet werden, um Artikel 140 Grundgesetz in Verbindung mit Artikel 137 der Weimarer Reichsverfassung mit dem Recht zur selbstständigen Ordnung und Verwaltung der eigenen Angelegenheiten innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes weiterhin in Anspruch nehmen zu können. Dieses ist unter anderem für die Beibehaltung, Anwendung und selbstständige Weiterentwicklung des kirchlichen Arbeitsrechtes und des Mitbestimmungsrechtes erforderlich. Grundgesetzlich garantierte Freiräume zur eigenen Gestaltung von Diakonie als Kirche sollten nicht vorschnell aufgegeben werden.

In einer solchen rechtlich geordneten Verbindung zwischen der Diakonie und der verfassten Kirche müssen trotz der rechtlichen Eigenständigkeit der gliedkirchlichen Diakonischen Werke und der diakonischen Träger, die Diakonie als Teil der Religionsgemeinschaft, die gegenseitige Verschränkung der verschiedenen Orte kirchlichen Lebens und die gemeinsamen Ordnungen verbindlich festschrieben sein. Wenn die Evangelische Kirche als ein Netzwerk verschiedener kirchlicher Rechtsträger und Orte, die in einer jeweils spezifischen Weise der Kommunikation des Evangeliums dienen, gedacht wird, bedarf es einer klaren und verlässlichen Verbindung, die durch Kirchengesetz geregelt werden muss, also

eines verbindlichen Bandes zwischen der verfassten Kirche und der Diakonie als Kirche. Zudem ermöglichen die Mitgliedschaftspflichten der gliedkirchlichen Diakonischen Werke für alle verbindlich anzuwendende Regelungen.

Nach meiner Auffassung umfasst dieses aber nicht nur die verbindliche Anwendung kirchlicher Regelungen und Gesetze, sondern auch eine, wie oben beschrieben, verbindliche Gestaltung der Diakonie als Kirche Jesu Christi.

5. Fazit

Wir stehen vor der Aufgabe, Kirche neu denken und gestalten zu müssen, wenn auch zeitlich unterschiedlich in den einzelnen Regionen Deutschlands. Dabei liegt die besondere Gestaltungsaufgabe der Diakonie darin – in aller Vielgestaltigkeit – sich selbst als Kirche Jesu Christi zu verstehen und allen Dimensionen der Kommunikation des Evangeliums Raum zu geben.

Die Kommunikation des Evangeliums ist die verbindende Grunddimension innerhalb der vielgestaltigen Bewegung der Diakonie mit der Vielzahl an rechtlich und organisatorisch unabhängigen Akteuren. Dabei muss sich Diakonie, auch finanziell, eigenständig entwickeln. Diakonie als Ort der Kommunikation des Evangeliums ist Kirche Jesu Christi und dies nicht erst durch eine Zuordnung zur verfassten Kirche.

Kirche ist zukünftig als Netzwerk verschiedener Akteure zu denken, die sich in verschiedener Weise entwickeln. Organisatorisch ist die Diakonie in Mitteldeutschland der größte, in den vergangenen Jahren auch wachsende Akteur. Ob dies so bleibt, ist derzeit fraglich.

Die Entwicklung der Diakonie als Kirche schließt einen weiten Blick über die soziale Leistungserbringung hin auf die Sozialräume, in denen sie tätig ist, ein. Diese werden zukünftig vermehrt Sozialräume sein, in denen die verfasste Kirche aus Ressourcenmangel nicht mehr präsent sein kann. Damit verbinde ich die Hoffnung, dass Diakonie ein Baustein im Netzwerk vielgestaltiger zukunftsfähiger kirchlicher Räume und damit ein wesentlicher Bestandteil zukünftiger Kirchenentwicklung ist.

Anmerkungen:

- ¹ Der Beitrag ist bereits veröffentlich in: Johannes Eurich und Lisanne Teuchert (Hg.): Diakoniewissenschaft in Forschung und Lehre 2022/2023 (DWI Jahrbuch 48), Heidelberg 2023, 124-136.
- ² Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland, verfügbar unter https://www.kirchenrecht-ekd.de/document/3435#s1.100023, zuletzt 25.03.2024.
- ³ Vgl. Beate Hofmann: Diakonisch Kirche sein im Resonanzraum des Evangeliums – Überlegungen zur »Kirchlichkeit« der Diakonie aus systemischer, ekklesiologischer und juristischer Perspektive, in: Dies. und Martin Büscher: Diakonische Unternehmen multirational führen, Grundlagen -Kontroversen – Potentiale, Baden-Baden 2017, 155–172, hier: 161.
- ⁴ Vgl. Augsburger Bekenntnis, in: Unser Glaube, Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, hg. v. Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in Deutschland, Gütersloh 1986, 58-119.
- ⁵ Vgl. Christian Albrecht: Wozu ist Diakonie fähig? Theologische Deutungen gegenwärtiger Herausforderungen, Tübingen 2016, 81.
- ⁶ Verkündigung: Die Aussendung der Jünger, um die Botschaft des nahen Gottesreiches zu den Menschen zu bringen (LK 10,1.9.16); Liturgie: Die Einsetzung des Abendmahles (LK 22,19) und der Auftrag zur Verkündigung und Taufe (Mt 28,16-20; Diakonie: Die Erzählung vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 25-36), die Rede vom Weltgericht (Mt 25, 31-46), Armenversorgung (Apg 6, 1-7), Geldsammlung (1. Kor 16, 1-4); Gemeinschaft: Gemeinschaft in Einheit und Vielfalt (1. Kor 10-13), die Aufforderung der geschwisterlichen Verantwortung (Mt 18,15-20), urchristliche Gemeinden (Apg 2,42-47).
- ⁷ Vgl. Herbert Haslinger: Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirche, Paderborn 2009, 173.
- 8 Vgl. Christian Grethlein: Praktische Theologie, Berlin und Boston ²2016, 153. Das Shannon-Weaver-Modell der 1940er Jahre wurde u.a. durch Schultz von Thun weiterentwickelt und ausgebaut und ist noch heute einschlägig vor Prozesse der Kommunikation.
- ⁹ Vgl. ebd., 159.
- 10 Vgl. ebd.
- ¹¹ Vgl. ebd. 150 in Übernahme von Überlegungen von Karl-Heinz Bieritz.
- ¹² Vgl. ebd., 159.
- 13 Vgl. ebd., 165.
- ¹⁴ Vgl. ebd., 166.
- ¹⁵ Vgl. ebd., 167f.
- ¹⁶ Christian Grethlein: Kirchentheorie. Kommunikation des Evangeliums im Kontext, Berlin und Boston 2018, 39.

- ¹⁷ Vgl. Michael Domsgen: Potenziale evangelischer Diakonie als Assistentin zum Leben. Zu den Grunddimensionen von Diakonie als Kirche, unveröffentlichtes Manuskript 2023, 1.
- ¹⁸ Grethlein, Praktische Theologie, 278.
- ¹⁹ Vgl. Tobias Foß: »Veränderung im Diesseits« Konfessionslosigkeit und diakonisches Profil in empirischer Perspektive, in: Michael Domsgen und Tobias Foß (Hg.): Diakonie im Miteinander. Zur Gestaltung eines diakonischen Profils in einer mehrheitlich konfessionslosen Gesellschaft, Leipzig 2021, 19–31, hier: 27.
- ²⁰ Heinz Rüegger und Christoph Sigrist: Diakonie eine Einführung. Zur theologischen Begründung helfenden Handelns, Zürich 2011, 180.
- ²¹ Vgl. Beate Hofmann: Stellungnahme zum Diskussionspapier Grunddimensionen von Diakonie als Kirche, unveröffentlichtes Manuskript 2023, 3.
- ²² Ebd.

- ²³ Vgl. die Präambel des Mitarbeitervertretungsgesetz der EKD: »Alle Frauen und Männer, die beruflich in Kirche und Diakonie tätig sind, wirken als Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen an der Erfüllung dieses Auftrages mit. Die gemeinsame Verantwortung für den Dienst der Kirche und ihrer Diakonie verbindet Dienststellenleitungen und Mitarbeiter wie Mitarbeiterinnen zu einer Dienstgemeinschaft und verpflichtet sie zu vertrauensvoller Zusammenarbeit.« Verfügbar unter: https://www.kirchenrechtekir.de/document/31071#s4.1800005, zuletzt: 25.03.2024.
- ²⁴ Albrecht, Wozu ist die Diakonie fähig, 98.
- ²⁵ Christian Fuhrmann, interner Vermerk vom 30.08.2022
- ²⁶ Vgl. Christian Stäblein: Bericht des Bischofs zur Landessynode der EKBO am 11.11.2022, S. 6f., verfügbar unter: https://www.ekbo.de/fileadmin/ekbo/mandant/ekbo.de/0._Startseite/DS _02_-_Wort_des_Bischofs.pdf, zuletzt: 25.03.2024.



Diakoniewissenschaftliche und theologische Orientierungen: Die wechselseitige Angewiesenheit von Diakonie und Kirche

Prof. Dr. Christian Albrecht, Professor für Praktische Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München

2. November 2023

Die Leitfrage, der ich in meinem kurzen Impuls nachgehen möchte, lautet in aller Kürze: »Worin besteht die wechselseitige, unaufhebbare Angewiesenheit von Diakonie und Kirche?« Ich stelle diese Frage auf dem Hintergrund der These, dass Diakonie und verfasste Kirche relativ selbstständige Erscheinungsformen des Protestantismus sind, die in vielem unabhängig voneinander sind, aber niemals ohne einander sein können. Worin besteht die unaufhebbare Angewiesenheit von Diakonie und verfasster Kirche aufeinander?

Ich gehe dabei von zwei Voraussetzungen aus: Einmal von einem Verständnis der Diakonie, demzufolge die Diakonie der Zusammenschluss all derjenigen Menschen ist, die sich im Namen des evangelischen Christentums den in Not geratenen Menschen mit praktischem sozialen Hilfehandeln zuwenden. Damit gestalten sie die geschichtliche Gestalt des Christentums ebenso wie das christliche Leben in der Gegenwart.

Sodann greife ich, als zweite Voraussetzung, die Unterscheidung zwischen individueller, kirchlicher und öffentlicher Dimension des Protestantismus auf. Diese Unterscheidung darf nicht so missverstanden werden, als ob es sich dabei um empirisch wahrnehmbare Sozialformen handelte. Vielmehr sind es im wahrsten Sinne des Wortes Dimensionen: Dimensionen des Protestantismus als Ganzem, der, wo immer er als Diakonie oder als Kirche in Erscheinung tritt, stets in einer je eigenen Mischung und in einer je wechselseitigen Justierung dieser drei Konstitutionselemente auftaucht. Das heißt: alle Erscheinungsweisen des Protestantismus lassen stets diese drei Dimensionen des Individuellen, des Kirchlichen und des Öffentlichen in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen erkennen. Das gilt für die Kirche, aber auch für die Diakonie (und überhaupt für alle Erscheinungsweisen des Protestantismus, also zum Beispiel auch für den Gottesdienst, den Unterricht, die Akademie, die Synode, den Flüchtlingshilfekreis, die Sonntagspredigt u.a.m.). Ich beschränke mich hier auf Kirche und Diakonie. Beide haben eine individuelle Dimension, also eine an den einzelnen Menschen sich richtende

und von ihm getragene Dimension. Beide, Diakonie und Kirche, haben eine kirchliche Dimension, eine Dimension der internen Vergemeinschaftung. Und beide, Diakonie und Kirche, haben eine öffentliche Dimension, eine sich auf die Welt oder die Gesellschaft richtende Dimension, die Gestaltungsabsichten und Relevanzanspruch umfasst. Auf dem Hintergrund dieser beiden Voraussetzung lässt sich m.E. relativ umstandslos erkennen, wo Diakonie und Kirche einander brauchen und auch, wo sie einander nicht brauchen.

Die Diakonie, um mit ihr zu beginnen, braucht die Kirche nicht zwingend in ihrer individuellen Dimension, weder als Begründung ihrer Zuwendung zum einzelnen notleidenden Menschen noch als Motivationsgrund für diejenigen einzelnen Menschen, die für die Diakonie arbeiten. Wir wissen, dass es für die hilfreiche Zuwendung zum einzelnen Menschen nicht unbedingt des expliziten christlichen Glaubens bedarf, sondern dass Helfen ein allgemein menschliches Phänomen ist. Wir wissen weiter, dass die Motive derer, die gut und gerne für die Diakonie arbeiten, vielfältig sind.

Die Diakonie braucht die Kirche auch nicht in ihrer öffentlichen Dimension. Sie braucht sie nicht zur Autorisierung ihres sozial-anwaltschaftlichen Engagements. Und sie braucht sie auch nicht, um ihre vielfältigen Angebote in der Öffentlichkeit als evangelisch auszuweisen. Es ist im gesellschaftlichen Bewusstsein verankert, dass die Diakonie eine Sozialform des evangelischen Christentums ist, ein Zusammenschluss von Menschen, die im Namen des evangelischen Christentums agieren.

Die Diakonie braucht die Kirche aber in ihrer internen gemeinschaftlichen Dimension, also in der Dimension, in der sie selbst »kirchenartig« ist. Das heißt, anders gesagt: Die Diakonie braucht die Kirche in der Dimension ihrer inneren Vergemeinschaftung, ihrer koinonia. Und das gilt in zwei Hinsichten: Erstens liefert die Kirche der Diakonie die Idee, in deren Namen Menschen sich zusammenschließen. Und diese Idee könnte man ganz kurz als Idee der Barmherzigkeit beschreiben, also: dass ein notleidender Mensch sich das Mitgefühl, das ihm zugutekommt, nicht

verdienen muss, weil er auch in seiner unvollständigen Existenz als Abbild Gottes gesehen wird. Diese Idee hat die Diakonie dem Sozialstaat und auch anderen Sozialunternehmen voraus. Sie konkretisiert, was es heißt, im Namen des evangelischen Christentums zusammengeschlossen zu sein. Und zweitens liefert die Kirche der Diakonie die Muster derjenigen Praxisformen, in der diese evangelische Identität explizit zum Ausdruck kommt, etwa Gottesdienste und Andachten. Diese Praxisformen sind nichts, was die Diakonie selbst erfunden hätte. Hier ist sie angewiesen auf die Kirche. Meinethalben ist sie hier auch der Kirche nachgeordnet, in jedem Fall relativ unselbständig.

Dreht man die Frage nun um und überlegt, in welcher Dimension die Kirche die Diakonie braucht, legt sich meines Erachtens folgendes nahe. Die Kirche braucht die Diakonie nicht in ihrer öffentlichen Dimension, in ihrem Anspruch auf Öffentlichkeitsrelevanz. Die Kirche braucht die Diakonie auch nicht zwingend zur Ergänzung ihrer inneren Sozialform, ihres Kircheseins im engeren Sinn. Das ist auch ohne Diakonie vollständig. Das Helfen gehört weder zwingend noch konstitutiv zum Kirchesein. Die Kirche braucht die Diakonie aber, weil es in der Kirche einzelne Menschen gibt, zu deren individuellem Glauben es gehört, dass es diese soziale Hilfe im Namen des Christentums und unter dem Dach der Kirche gibt. Es gibt in der Kirche Menschen, zu deren

individuellem Glauben es gehört, dass sie den Glauben als Ineinander von Wort und Tat verstehen. Das ist zwar vielleicht nicht sachlich zwingend, wenn man an individuelle Frömmigkeitsformen unter dem Dach der Kirche denkt, die ohne diesen Hilfebezug auskommen und trotzdem als vollgültig angesehen werden, beispielsweise Mystik, Kontemplation, Spiritualitätspflege, kommunitäres Leben, Taizé-Frömmigkeit und anderes mehr. Aber es gibt in dieser Kirche auch Menschen mit einer Form der individuellen Frömmigkeit, die aus dem Gedanken lebt, dass das erlösende Wort und die hilfreiche Tat unbedingt zusammengehören.

Zusammen genommen heißt das: Die wechselseitige Angewiesenheit von Diakonie und Kirche ist nicht passgenau. Die Diakonie braucht die Kirche für ihre sozialförmige Dimension, anders gesagt: für die Idee und für die Praktiken, die ihre inneren Gemeinschaftsformen tragen. Und die Kirche braucht die Diakonie für ihre individuelle Dimension, für ihre den Glauben einzelner Menschen betreffende Dimension. Sollte diese These plausibel sein, dann wäre zu diskutieren, was diese Asymmetrie in den Anschlussstellen für den Alltag der Zusammengehörigkeit von Kirche und Diakonie bedeutet - konkret: ob sie uns beschwert oder ob sie uns, so hoffe ich jedenfalls, eher entlasten könnte von wechselseitigen Ansprüchen, die ins Leere laufen. D

Diakoniewissenschaftliche und theologische Orientierungen: Diakonie hat hybriden Charakter

Prof. Dr. Johannes Eurich, Professor für Praktische Theologie/Diakoniewissenschaft an der Universität Heidelberg¹

2. November 2023

Ich möchte meinen Impuls in drei Aspekte unterteilen, die in drei Thesen zulaufen. Der erste Aspekt betrifft die Diakonie als hybride, eigenständige von der verfassten Kirche getrennte Organisation, der zweite die Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Helfen und der dritte adressiert die Pluralität diakonischer Einrichtungen. Bei allen drei Impulsen wird zugrunde gelegt, dass Diakonie Teil der Kirche ist, jedoch danach gefragt, wie dies in unterschiedlichen Hinsichten heute verstanden werden kann.

Diakonie ist Kirche, doch sie ist genauso Partnerin des Sozialstaats. Die beiden Säulen, die sie tragen, sind Kirche und Staat. Das war nicht immer so und ist eine relativ junge Entwicklung des 20. Jahrhunderts. Heute gilt: Diakonie ist eine Mischform, ein Hybrid aus beiden. Wenn dieser hybride Charakter einseitig aufgelöst wird, kommt es zu Verzerrungen. Deshalb möchte ich bei aller Sympathie zu Ansätzen, Diakonie als Kirche zu proklamieren, festhalten: Auf der sichtbaren Ebene ist organisierte Diakonie eine von der verfassten Kirche separate und insofern unterschiedene Organisation, sie hat rechtliche Eigenständigkeit. In organisierter Diakonie und verfasster Kirche gelten je eigene Organisationslogiken - bei der verfassten Kirche gilt z.B. die Mitgliedschaftslogik, also eine personale Selbstzurechnung, in der Diakonie dominiert die Logik des Arbeitsvertrags. Eine Folge davon ist, dass diakonische Einrichtungen immer wieder damit zu ringen haben, ihr spezifisch christliches oder evangelisches Profil deutlich zu machen. Gerade die »Kirchen-« oder »Glaubensseite« der Diakonie droht sich dem täglichen Geschäft des professionalisierten Helfens zu entziehen.

These 1: In dieser Gemengelage kann Diakonie immer dann als Kirche verstanden werden, wenn in ihr das Evangelium kommuniziert wird. Thorsten Moos hat das auf die Formel gebracht: Diakonie ist »Kirche bei Bedarf«.

Wird Diakonie als Wesens- und Lebensäußerung von Kirche im Sinn geglaubter und unsichtbarer Kirche verstanden,² so muss man das Verhältnis von Glauben und Helfen näher untersuchen. Einerseits gehören Glaube und Liebe zusammen, was schon bei der Wiederbegründung der Diakonie im 19. Jahrhundert eine zentrale Botschaft war. Aus der Sicht des Glaubens ist die Hilfe am Mitmenschen ein zentrales Moment der Gottesbeziehung. Hilfe wird dann in einer spezifischen Sicht als Zeichen der Gottesliebe gedeutet, die Menschen zur gegenseitigen Hilfe drängt.

Aber die Zuwendung zum Nächsten kann aus unterschiedlichen Motiven erfolgen. Da jeder Mensch helfen kann, und zwar unabhängig von seinem Glaubensbekenntnis, ist Hilfe nichts explizit Christliches. Zugleich verweist Helfen nicht unmittelbar auf etwas Anderes. Der Grundsinn des Helfens ist, dem anderen etwas Gutes zu tun. Es ist eine Tat zum Wohl des Anderen, die auch ohne weitere religiöse oder weltanschauliche Deutung für sich steht – man muss dazu nicht noch etwas sagen, auch nichts Religiöses.

These 2: Viele Mitarbeitende der Diakonie helfen aus einem humanistischen Ethos heraus und wären überfordert, dies explizit mit der christlichen Botschaft zu verbinden.

Die Vielfalt diakonischer Einrichtungen, Werke, Unternehmen, Verbände und ihres jeweiligen Kontextes muss berücksichtigt werden. Generell gilt: Die Mitarbeiterschaft in diakonischen Einrichtungen ist genauso pluralistisch verfasst wie die Gesellschaft es ist. Die Zahl der Mitarbeitenden und Klient:innen, die einer Kirche angehören oder sich als gläubig sehen, geht deutlich zurück. Die Glaubensperspektive als Impuls für helfendes Handeln kann daher immer weniger vorausgesetzt werden. Hier kommt etwas zum Tragen, was man als »numerische Qualität« bezeichnen könnte: In Einrichtungen ohne eine ausreichende Anzahl an Kirchenmitgliedern in der Mitarbeiterschaft wird es darum gehen, zunächst einmal Berührungs-

punkte mit dem Evangelium über die Diakonie herzustellen. In Kontexten, wo Menschen vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben, wo sie als »konfessionslos glücklich« bezeichnet werden, kann Diakonie als Kontaktfläche für Kirche in den Blick genommen werden - hierzu müssen dann auf kirchlicher Seite unterschiedliche Bindungsmöglichkeiten offeriert werden, die die binäre Schaltung »Mitglied: ja/nein« übersteigen.

In der Konsequenz ergibt sich, zunächst einmal gemeinsame Erfahrungsräume aufzuspannen. Geteilte Erfahrungen zwischen christlichen Ankerpersonen in einer Einrichtung und weiteren Mitarbeitenden können einen Raum bilden, um mit Kirche und Glauben wieder oder überhaupt in Berührung zu kommen.

These 3: Dabei wird es vor allem die Übereinstimmung von Reden und Handeln sein, von deklarierten Werten der Einrichtung und persönlicher Erfahrung als Beschäftigte, die zu einem frühen Zeitpunkt über die Glaubwürdigkeit von Diakonie als Ort der Kommunikation des Evangeliums entscheidet.

Anmerkungen:

¹ Leider war Prof. Dr. Johannes Eurich kurzfristig verhindert. Sein vorbereiteter Impuls wurde von seinem Heidelberger Kollegen Prof. Dr. Holger Böckel vorgetragen und in der Diskussion vertreten.

² Vgl. Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 13. Juli 1948, Art. 15 (1), verfügbar unter https://www.kirchenrechtekd.de/document/3435#s1.100023, zuletzt 25.03.2024.



Diakoniewissenschaftliche und theologische Orientierungen: Kirche&Diakonie in der Zeitenwende

Diakonin Elisabeth Peterhoff, Mitglied des Vorstands der Rummelsberger Diakonie und Leiterin der Rummelsberger Diakoninnengemeinschaft

2. November 2023

»Kirche&Diakonie in der Zeitenwende« so lautet der Titel der Tagung. Absichtlich habe ich hier die Schreibweise »Kirche&Diakonie« ohne Zwischenraum gewählt. Denn ich höre diesen Wunsch der engsten Verknüpfung zwischen Kirche und Diakonie in vielen Gesprächen und Diskussionen. Ich lese ihn in Pressemitteilungen, nehme ihn in Vorträgen wie Predigten wahr. Vor allem kirchliche Akteure nennen ihn immer wieder. Aus der Diakonie höre ich allerdings auch Zurückhaltung zu diesem engen Schulterschluss. Diakonie ist bei den Kirchenmitgliedern sowie in der Gesellschaft anerkannt, genießt Respekt und Zutrauen.

Kirche wird als schrumpfende Institution erlebt, die um ihr eigenes Überlegen ringt. Ihre Sinnangebote werden nicht mehr so unvoreingenommen an- und wahrgenommen. Diakonie wird dagegen als Sinnantwort auf die menschlichen Fragen gelesen und in ihrem Grundsatz weniger hinterfragt. Das gemeinsame Sinnfundament im Glauben an Jesus Christus, wie er vor allem in den Evangelien bezeugt wird, verbindet Kirche und Diakonie. »Wort und Tat«, so wurde die Verschränkung von Kirche und Diakonie seit den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts prägnant bezeichnet.

Wort und Tat gehören zusammen, sind aber nicht immer einvernehmlich zusammenzubringen. Ich wurde um Beispiele aus der diakonischen Praxis gebeten. So bringe ich zwei Impulsbeispiele mit, an denen diese Verquickung deutlich wird. Sie zeigen, dass Diakonie in ihrem Tun Kirche ganz praktisch und zuverlässig an ihrer Seite braucht.

Wenn Kirche eine Kirche nahe bei den Menschen sein will, was sie immer wieder betont, muss sie dafür u.a. finanzielle Mittel einsetzen. Diese Mittel sind, wenn sie für die Diakonie zur Verfügung gestellt werden, dank der Aufstellung der Diakonie, ergänzende Mittel. Für die Diakonie braucht es klare Aussagen und Zusagen, in welchen Bereichen wirklich zusammengearbeitet wird und Defizite gemeinsam getragen werden. Aufgrund

ihrer Organisationsstruktur ist Diakonie unabdingbar auf verlässliche Zusagen angewiesen.

Zu den beiden Beispielen aus der Praxis:

- 1. Die finanzielle Ausstattung für das Personal im Ankerzentrum und Psychosozialen Beratungszentrum (PSZ) für die Beratung geflüchteter Menschen der Rummelsberger Diakonie e.V. ist jedes Jahr aufs Neue in der Diskussion. Das Angebot gibt es seit 1980. Das heißt, dass dort etliche langjährige, erfahrene und hochkompetente Mitarbeitende arbeiten. Diese sind aufgrund ihrer langjährigen Verträge und ihres mittlerweile höheren Lebensalters teurer als junge Mitarbeitende. Seit Jahren trägt die Rummelsberger Diakonie das Defizit für den personellen Einsatz. Der Staat sieht seine Finanzierung als auskömmlich an - die Personalbemessungen beruhen auf jungen Kräften. Wir sind der Überzeugung, dass in diesem Arbeitsfeld, mit meist traumatisierten Menschen, nicht nur junge Mitarbeitende tätig sein können. Deshalb sehen wir es als äußerst problematisch an, wenn die Refinanzierung des Staates nur auf die billigste Variante blickt und fachliche Oualität mit beruflicher Erfahrung weniger zählt. Hier braucht es eigentlich eine staatliche auskömmliche Finanzierung, die auf Fachlichkeit beruht. Wenn diese Finanzierung trotz unablässiger Bemühung nicht zu bekommen ist, braucht Diakonie hier Kirche. Die Kirche ruft mit Aktionen wie »Wir schicken ein Schiff« zur humanitären Hilfe auf, diese wiederum braucht für die Geretteten unbedingt eine Unterstützung, wenn sie bei uns anlanden. Die Verantwortung für die unabdingbare Hilfe für geflüchtete Menschen müssen meiner Meinung nach Diakonie und Kirche gemeinsam tragen. Diakonie braucht Kirche hier mit zuverlässigen, finanziellen Mitteln.
- 2. Das zweite Bespiel betrifft den Einsatz von Diakon:innen und theologisch-pädagogischen Mitarbeitenden im Bereich der Sozialberatung. Wenn Diakonie und Kirche für eine Sozialberatung stehen wollen, die auch die theologisch-geistlichen Fragen von Klient:innen fachlich fundiert mit aufnimmt, dann muss

Kirche sich auch für den Einsatz von Diakon:innen an den wenigen Stellen engagieren. Wort und Tat kommt in diesem Beruf und Amt insbesondere zusammen. Für spirituelle Anliegen offen zu sein, diese angemessen aufzunehmen und Glauben als eine stärkende Ressource einzusetzen: dafür muss in der Beratung auch mit der dafür ausgebildeten Berufsgruppe der Diakon:innen Platz sein. Dies zeigt sich in der Refinanzierung, insbesondere im Kontext der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Diakonie braucht Kirche hier um des gemeinsamen Selbstverständnisses willen. Sozialdiakonische Arbeit hat immer beides im Blick: soziale Beratung und Angebote sowie geistliche Stärkung.

Wenn es zwischen »Kirche&Diakonie« kein Leerzeichen geben soll, muss zukünftig noch verschränkter gedacht werden. Insbesondere in den Feldern, in denen die Überzeugung zur ethischen Bedeutung der Arbeit gemeinsam als besonders wichtig im aktuellen Geschehen erachtet wird, muss ein noch engerer Schulterschluss von statten gehen. Dies ist z.B. in der Frage zum Umgang mit geflüchteten Menschen der Fall.

Relevanz von Kirche und Diakonie?! Zentrale Einsichten aus der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD

Daniel Hörsch, Sozialwissenschaftlicher Referent bei midi – Evangelische Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung, Berlin

3. November 2023

Ich möchte Sie in die KMU-Ergebnisse einführen. Der Schwerpunkt wird die Darstellung des Rückgangs von kirchlicher Religiosität und Verbundenheit sein. Das Ermutigende ist allerdings, dass eine Gesellschaftsrelevanz von Kirche und Diakonie in vielen Ergebnissen sehr deutlich wird.

1. Die KMU VI

Vorab einige Sätze zu der KMU VI. Sie erinnern sich bestimmt an die zurückliegenden Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen. Seit 1972 wurden die evangelischen Kirchenmitglieder befragt und seit 1992 auch die Konfessionslosen. Uns ist es nun gelungen, die Deutsche Bischofskonferenz mit ins Boot zu holen. Wir haben dieses Mal auch katholische Menschen, Menschen mit muslimischem Glauben und Angehörige anderer Glaubensgemeinschaften in Deutschland befragt. Die zentralen Einsichten sind: Es ist ein Rückgang von Religiosität und Kirchenbindung feststellbar. Es gibt aber auch eine hohe Reichweite der Kirchen in die Gesellschaft hinein und erhebliche gesellschaftliche Erwartungen an die Kirche. Die Menschen stehen der Kirche nicht gleichgültig gegenüber. Trotzdem sind die wirksamen Handlungsoptionen der Kirche ein Stück weit beschränkt.

Mit der sechsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung haben wir das erste Mal eine repräsentative Bevölkerungsbefragung erreichen können. Es wurden zwischen Oktober und Dezember letzten Jahres 5.282 Menschen ab 14 Jahren in Deutschland befragt. Im Vorfeld der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung haben wir aufgrund der Daten, die wir amtlicherseits vorliegen haben, die konfessionelle Zusammensetzung zum Zeitpunkt der Erhebung herausgearbeitet. Diese diente als Matrix der Auswahl der 5.282 Befragten: 43 Prozent waren 2022 im Herbst konfessionslos und 48 Prozent katholisch oder evangelisch. Dazu kamen noch die anderen christlichen Gemeinschaften, inklusive der Freikirchen, von denen wir auch ein Sample haben, genauso wie von den postmigrantischen christlichen Gemeinschaften und nicht-christliche Religionen, insbesondere

des Islams. Das ist repräsentativ. Es gibt keinen Bias, kein Überzeichnen von Menschen, die sehr hoch verbunden oder kirchlich sind, wie es bei der fünften Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung beispielsweise der Fall war.

Am 14. November wird im Rahmen der EKD-Synode in Ulm die Erstbroschüre vorgestellt. Im Juli nächsten Jahres wird es außerdem einen Auswertungsband geben, in dem wir als Beirat zu insgesamt 31 Themen die Ergebnisse analysieren werden und verschriftlicht auf den Markt geben. Es gibt Begleitforschungsprojekte, die aus der Mitte des Beirates angegangen worden sind. Ein Begleitforschungsprojekt beschäftigt sich mit dem Thema Werteorientierung. Christian Fuhrmann und wir als Ev. Arbeitsstelle midi haben die Kirchenmusik untersucht. Zudem gibt es noch von Uta Pohl-Patalong ein Projekt zur »Kommunikation des Evangeliums« und von Kristin Merle eines zum »Entscheidungshandeln«.

Die Ergebnisse der 6. KMU fassen wir zusammen unter drei »E«. Der erste Block sind die erwartbar ernüchternden Ergebnisse. Der zweite Block sind die entlastenden Ergebnisse und der dritte Block die ermutigenden Ergebnisse. Als Christ:innen werden wir in den nächsten 20 Jahre sicherlich als Exot:innen in einer konfessionslosen Mehrheitsgesellschaft gelten. Es wird sich drängender denn je die Frage stellen, was wir als Christ:innen überhaupt sind und machen, wenn es nicht mehr selbstverständlich ist, Geschichten aus der Bibel zu kennen und zu wissen, warum man überhaupt betet. Häufiger werden wir wahrscheinlich mit einer großen Verwunderung und einer gleichgültigen Haltung konfrontiert sein.

Noch ein letzter methodischer Satz: Die KMU ist eine Auftragsarbeit für die EKD und leuchtet vor allen Dingen die kirchlich-religiöse Seite aus. Sie müssen sich das so vorstellen, dass wir als Sozialwissenschaftler:innen und Soziolog:innen einen Raum auszuleuchten versuchen, aber letztlich auf eine Ecke den Spot halten und damit eben die kirchlich-religiöse Ecke richtig gut ausleuchten. Was nicht in den Blick kommt, sind andere Ecken des Raumes, zum Beispiel die individualisierte Religiosität oder auch das, was man sozioreligiöse Praktiken nennt. Als wir gestartet sind,

hatten wir rund 5.000 Fragen, die wir gerne alle gefragt hätten. Wir hatten zehn Prozent Traditionsbestand, das heißt Fragen, die schon 1972 gestellt worden sind und die wir wegen der Vergleichbarkeit und der Langzeitperspektive weiterführen wollten. Die restlichen 90 Prozent waren Fragen, die aus dem Beirat zur Sprache gebracht worden sind. Wir haben dann anderthalb Jahre hart gerungen, um aus diesen rund 5.000 Fragen schließlich 600 Fragen festzulegen, die dann von Forsa den 5.282 Befragten gestellt worden sind. Entsprechend konzentriert sich das auf die kirchlich-religiöse Seite.

2. Die religiöse Großwetterlage

Wie ist die Großwetterlage? Wir arbeiten mit einer Typologie, die es schon seit über zehn Jahren gibt und von Jörg Stolz stammt. Auf der y-Achse wird die kirchennahe Religiosität eingezeichnet. Der Glaube an Gott, der Glaube, dass sich Gott in Jesus Christus zu erkennen gibt, der Kirchengang, das Beten und die subjektive Religiosität: Das wird als Cluster kirchliche Religiosität bezeichnet. Unter der nicht-kirchlichen Religiosität hingegen fasst man zusammen, dass man daran glaubt, dass das, was einem in diesem Leben widerfährt, Folge von dem ist, was im früheren Leben geschehen ist, aber auch Wahrsagen, übernatürliche Kräfte oder den Glauben an den Einfluss der Stellung des Mondes. Das wird auf der x-Achse abgetragen. Zwischen diesen harten Kanten lassen sich die Befragten clustern und in Felder einteilen. Wir haben ein Feld von kirchlicher Religiosität von derzeit 13 Prozent der Menschen. Wir finden religiös distanzierte Menschen, etwa 25 Prozent, und alternativ-religiöse Menschen mit 6 Prozent. 56 Prozent sind säkulare Menschen. Die 13 Prozent, die kirchlich religiös sind, sind in einer kirchlich geprägten Weise religiös. Hierbei handelt es sich fast ausschließlich um Kirchenmitglieder. Die 25 Prozent, die religiös distanziert sind, sind generell gegenüber Religiosität distanziert. Sie sind aber teilweise noch religiös ansprechbarer. Sechs Prozent neigen sich religiösen oder religionsähnlichen Orientierungen zu, vorwiegend außerhalb der kirchlichen Tradition. Und 56 Prozent sind, wie gesagt, säkular.

3. Das subjektive Verhältnis zum »Christ-Sein«

Wie beschreiben oder definieren nun die Menschen ihr Verhältnis zum Christsein, zur Kirche, zur Religion und dann zum Gottesglauben? Die Frage hilft uns, die Dramatik dessen, was in den letzten Jahrzehnten und vornehmlich im letzten Jahrzehnt passiert ist, besser zu verstehen. Bei

der Frage, was ihrer Meinung nach dazu gehört, wenn man ein Christ ist, sagen 87 Prozent der Menschen: »sich zu bemühen, ein anständiger und zuverlässiger Mensch zu sein«. Die Taufe wurde von weniger als der Hälfte angeführt. »Nach den Zehn Geboten zu leben«, ist in etwa gleich auf. »Sich anderen Menschen verbunden zu fühlen, die auch christlich sind«, mit noch 40 Prozent knapp dahinter. Was man gemeinhin als das kirchliche Proprium bezeichnet, nämlich in die Kirche zu gehen, die Bibel zu lesen oder das Abendmahl zu feiern, fällt deutlich ab: Gerade einmal 16 Prozent sagen, dass es zum Christsein dazugehört.

Das bildet sich auch ab, wenn man die Antworten konfessionell differenziert. Auffällig ist aber: Wenn wir nur die Konfessionslosen anschauen, dann geben dort deutlich mehr Menschen an, dass zur Kirche zu gehen unbedingt zum Christsein dazu gehört. Das wird uns von »Fremden« also eher zugeschrieben, als wir uns das selbst zuschreiben. Das Gleiche gilt für die Verbundenheit mit anderen Menschen, die auch christlich sind. Auch hier sagen mehr konfessionslose als evangelische oder katholische Menschen, dass dies zum Christsein dazugehört. Ein weiterer Punkt ist das Lesen in der Bibel, wo ebenfalls überproportional mehr konfessionslose Menschen der Meinung sind, dass es zum Christsein dazugehöre, als evangelische und katholische Menschen es selbst sagen.

Setzen wir diese Befunde ins Verhältnis zur KMU V, sieht man, was in den letzten zehn Jahren passiert ist. Bis auf eine Antwort, nämlich die, »dass man zur Kirche gehe«, wurden alle Fragen auch vor zehn Jahren bereits abgefragt. Im Vergleich sieht man nun: die Antwort »getauft zu sein« ist von 85 Prozent Zustimmung auf 52 Prozent gesunken. Ebenfalls gesunken ist der Wert auch bei der Verbundenheit mit anderen Menschen, die auch christlich sind. Hier ist es ein Drittel weniger als noch vor zehn Jahren. Beim »Lesen der Bibel« sehen wir, dass sich der Wert im Vergleich zu 2012 mehr als halbiert hat. Das kirchliche Proprium, was wir wie selbstverständlich immer vorausgesetzt haben, erodiert regelrecht. Das Verhältnis zur eigenen Kirche ist entweder kirchenkritisch oder indifferent gegenüber der Institution und Organisation Kirche. 33 Prozent der Evangelischen sagen: »Ich fühle mich der Kirche verbunden, auch wenn ich ihr in vielen Dingen kritisch gegenüberstehe.« »Ich fühle mich als Christ, aber die Kirche bedeutet mir nicht viel«, geben 32 Prozent an. »Ich bin gläubiges Mitglied der Kirche und fühle mich ihr eng verbunden« sagen gerade einmal noch 5,7 Prozent der evangelischen Menschen.

4. Dimensionen der Religiosität

Religion kann für Menschen unterschiedliche Bedeutungen und Dimensionen haben. Wir wollten wissen, inwieweit die Befragten verschiedenen Aussagen in diesem Themenbereich zustimmen. Die höchsten Zustimmungswerte bei Evangelischen und Katholischen bekam die Aussage: »Ich bin religiös, aber für mich ist auch der Zweifel ein wichtiger Bestandteil davon.« Danach folgten die Zustimmung zu Items, die mit Leid und Not zu tun haben, etwa: »Wenn mich Leid und Unglück treffen, bietet mir die Religion Trost« oder auch: »Ich habe religiöse Überzeugungen, die ich aber stets hinterfrage«, was natürlich auch wieder eine Form des Zweifelns ist. Das heißt, Zweifel und Trost sind die entscheidenden Dimensionen. Wir wissen aus einer Studie von Detlef Pollack und seinem Team in Münster: Wenn Menschen an Gott oder an ein höheres Wesen glauben, empfinden sie das als Wegbegleitung, Geborgenheit, Trost und Liebe. Das sind die vier Dinge, die die Menschen mit Glauben verbinden. Das dokumentiert sich hier auch, mit der Dimension des Trostes und auch des Zweifels. Thomas Halik hat einmal gesagt: »Der Zweifel gehört zum Glauben.« Man darf sich auch zum Glauben durchzweifeln. Der Zweifel ist hier eine ganz zentrale Dimension derjenigen geworden, die noch glauben.

5. Gottesglaube

Unter der Rubrik »Gottesglaube« adressieren wir die ganz klassischen Aussagen, die auch in den letzten KMUs abgefragt wurden: »Ich glaube, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus zu erkennen gibt«, sagen immerhin noch 19 Prozent. »Ich glaube, dass es ein höheres Wesen oder eine geistige Macht gibt« bejahen noch 29 Prozent. Agnostisch sind 20 Prozent und atheistisch 33 Prozent. Wenn wir das wieder nach den unterschiedlichen Konfessionen und Konfessionslosen aufschlüsseln, sehen wir zum Beispiel, dass die Katholischen etwas mehr daran glauben, dass Gott sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat als die Evangelischen. Wie hat sich das nun im Vergleich zu der letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung entwickelt? Interessant ist, dass sich der Glaube, dass Gott sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat, im Laufe der Jahre bei den evangelischen Menschen sogar gefestigt hat. Der Anteil ist von 22 Prozent vor zehn Jahren auf 28,7 Prozent angestiegen. Vielleicht liegt es auch daran, dass wir in den letzten zehn Jahren einen enormen »Aderlass« bei den Mitgliedern hatten und dass die, die jetzt noch Mitglied der Kirche sind, entsprechend fester in ihrem Glauben sind. Immerhin ein Drittel glaubt also daran, dass Gott sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat. Wir haben aber auch einen Anstieg beim agnostischen Glauben und ein zur Gesamtbefragung etwa proportionales Nachlassen im Bereich atheistischen Glaubens unter den Evangelischen.

6. Subjektive Verbundenheit

In jeder Mitgliedschaftsuntersuchung wird auch danach gefragt, wie verbunden man sich subjektiv seiner Kirche gegenüber fühlt. Die Evangelischen und die Katholischen unterscheiden sich dabei nicht wesentlich. Insgesamt ist feststellbar, dass die Katholiken etwas weniger stark verbunden sind. Hoch verbunden sind 7,3 und ziemlich verbunden noch 21 Prozent, bei den Evangelischen sind es 8 und 25 Prozent. Bei den Evangelischen haben wir wieder die Langzeitperspektive: Wir stellen fest, dass die sehr hohe Verbundenheit von 15 Prozent aus dem Jahr 2012 auf gut 8 Prozent eingebrochen ist. Das heißt, es hat sich in den vergangenen zehn Jahren fast halbiert. Wir stellen auch fest, dass die Kategorie »ziemlich verbunden« ebenfalls deutlich nachgelassen hat. Die fluide Verbundenheit hingegen, also »etwas verbunden« zu sein, hat im Vergleich zu 2012 um 40 Prozent zugenommen. Auch die etwas distanziertere Verbundenheit hat zugenommen. Eine ganz gleichgültige Haltung hat abgenommen.

Wir können in der Befragung von 2022 drei in etwa gleich große Verbundenheits-Cluster ausmachen. Einmal 32,6 Prozent solide Verbundenheit aus Hochverbundenen und ziemlich Verbundenen – das ist etwas mehr als ein Fünftel weniger als 2012. Dann haben wir gut 35 Prozent Evangelische, die nur etwas verbunden sind. Das ist ein Drittel mehr als der Wert vom 2012. Die distanziert-gleichgültige Verbundenheit ist insgesamt mit 33 Prozent stabil geblieben. Wir haben also auf der einen Seite regelrechte Einbrüche in der hohen Verbundenheit und auf der anderen Seite drei zwischenzeitlich gleich große Verbundenheits-Cluster.

7. Kirchenaustritte

Wie sieht es mit den Austritten aus? Bei den Evangelischen sind wir gerade bei 1,93 Prozent Austrittsquote. Die Katholischen sind uns weit vorausgeeilt mit 2,42 Prozent. Wir haben das

auch im Detail analysiert. Ich bin kein Freund von Prognosen bis 2060, weil es zu viele Unbekannten gibt, die alles zusammenstürzen lassen können. Aber wenn wir uns die nächsten drei Jahre anschauen, dann ist zu vermuten, dass bei den Evangelischen rund eine Million Menschen austreten werden. Zwei Drittel der evangelischen Befragten schließen einen Kirchenaustritt, aus welchen Gründen auch immer, nicht aus. Und 27 Prozent geben an: »Ihr könnt tun, was ihr wollt, wir treten aus.« Dreiviertel der Befragten, die einem Austritt nicht abgeneigt sind, würden in der Kirche bleiben, wenn die Kirche angemessener handeln würde. Sogar 43 Prozent von diesen Austrittsbereiten würden in der Kirche bleiben, wenn sich die Kirche gesellschaftspolitisch stärker engagieren würde. Das heißt, es ist nicht alles hoffnungslos, nur weil die Bindung in der Tiefe erodiert ist und die Austrittsbereitschaft entsprechend hoch ist. Der Austritt muss nicht zwingend auch vollzogen werden, sondern es ist noch ganz viel Potenzial da, das die Kirche nutzen kann, damit diese zwei Drittel der Evangelischen letztlich nicht austreten. Es ist aber ganz klar eine Zuspitzung zu dem, was wir in der letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen schon gesehen haben.

8. Kirchlich-religiöse Praktiken

Ich komme zu den kirchlich-religiösen Praktiken. 35 Prozent der Evangelischen geben an, dass sie mehr als einmal im Jahr einen Gottesdienst besuchen. Die amtliche Statistik sagt uns, dass nach Corona der Kirchgang von 3,6 auf 1,8 Prozent – also um die Hälfte – eingebrochen ist. Erst jetzt fängt es sich langsam wieder an zu stabilisieren. Klar scheint: Wir dürfen nicht so sklavisch am normalen Sonntagsgottesdienst hängen. Eine Gemeinde in der Nordkirche hat, unter anderem aus der eigenen Wahrnehmung dieser Situation heraus, entschieden, nur noch einmal im Monat einen normalen Sonntagsgottesdienst zu halten. Es kommen im Schnitt 25 Menschen. Zu den anderen Zeiten machen sie freitags, samstags und sonntags – mit viel ehrenamtlichem Engagement - andere Formate. Da kommen 65 Menschen. Das heißt, wir müssen die Gottesdienstformen und den Kirchgang wirklich im Plural begreifen.

Aber es gibt auch hoffnungsvolle Zeichen: 35 Prozent der Befragten haben einen kirchlichen Kindergarten besucht. Der Religionsunterricht ist stabil. Von der ersten bis zur neunten Klasse besuchen 77 Prozent der Evangelischen den Religionsunterricht. Ab der elften Klasse sind es noch 52 Prozent. Auch die Konfirmation ist stabil. 92 Prozent der Evangelischen sind konfirmiert. Die Taufquote ist nach wie vor stabil. Die Taufbereitschaft - das heißt, ob Eltern bereit sind, ihre Kinder taufen zu lassen – sinkt allerdings. Bei den Bestattungen sagen die über 70-Jährigen zu 79 Prozent: »Ja, ich habe den Wunsch kirchlich bestattet zu werden.« In der mittleren Generation, sind es 65 Prozent, die angeben, sie möchten kirchlich bestattet werden. Ein Drittel der Evangelischen betet täglich, wöchentlich oder monatlich. Das kennen wir auch aus anderen Befragungen und Umfragen. Ein Viertel der Evangelischen betet allerdings auch nie. Wenn gebetet wird, dann ist es die Fürbitte, die Hilfe in der Not, der Dank und die Bitte um Alltagsbegleitung. 18 Prozent der Evangelischen lesen mindestens mehrmals jährlich in der Bibel. Das kann täglich, wöchentlich, monatlich und auch einmal jährlich sein. Fast die Hälfte der Evangelischen, knapp 47 Prozent, lesen aber auch nie in der Bibel. Das ist aus meiner Wahrnehmung eine Herausforderung, wenn das kirchliche Proprium nicht mehr bekannt ist - soweit der eher ernüchternde Teil.

9. Gesellschaftsrelevanz von Kirche und Diakonie

Kommen wir nun zur Gesellschaftsrelevanz von Kirche und Diakonie. Eine »post-christliche« Gesellschaft sehe ich nicht. Wenn wir uns die Aussage anschauen, dass das Christentum die Grundlage der westlichen Kultur sei, stimmen Zweidrittel der Evangelischen und Katholischen zu, aber auch fast die Hälfte der Konfessionslosen. Es gibt so etwas wie einen christlichen »Bodenschatz« in unserer Gesellschaft. Ob dieser aktiv von uns mitgeprägt wird, kann man so nicht sagen, aber es gibt diesen Bodenschatz ganz offensichtlich. Vertrauen in die Kirche wurde als Kategorie bereits in der letzten KMU abgefragt. Diakonie und Caritas liegen hier an dritter Position nach der Wissenschaft und der Justiz. Trotz all dem, was man im Kontext der Pandemie und postpandemisch der Wissenschaft ans Bein binden wollten: Die Wissenschaft genießt ein hohes Vertrauen. Danach kommt die Justiz und anschließend schon die Caritas und die Diakonie. Die Bundesregierung kommt erst dahinter und noch danach kommt die evangelische Kirche – immerhin noch vor den Parteien. Die katholische Kirche liegt knapp vor dem Islam. Das gilt mit Blick auf die Gesamtbevölkerung. Die Zahlen weiterer, großer Bevölkerungsbefragungen zwischen 1984 bis 2022 haben wir dankenswerterweise von Detlef Pollack übernehmen dürfen. Es zeigt sich auch hier im Abgleich der Zahlen: Die Kirche ist in einer Vertrauenskrise. Immer weniger Menschen

in der Bevölkerung vertrauen beiden christlichen Kirchen. Betrachten wir nur einmal die letzten 20 Jahre, waren es 2002 zusammengenommen noch 57 Prozent der Menschen, die der evangelischen oder katholischen Kirche vertrauten. Mittlerweile sind wir bei nur noch 33 Prozent. Bei uns, in der evangelischen Kirche, sind wir von aufgerundeten 33 auf 24 Prozent abgerutscht, was etwas mehr als einem Viertel entspricht. Die katholische Kirche ist von 24 auf 9 Prozent gefallen. Das heißt: Dreiviertel der Menschen haben ihr Vertrauen in die katholische Kirche verloren. Es wurde auch danach gefragt, wie sehr die evangelischen Befragten der evangelischen oder katholischen Kirche vertrauen. Es zeigt sich: Das Vertrauen unserer Mitglieder in unsere eigene Kirche ist stabil. Das ist eine großartige »Poleposition« und auch das, woran wir wirklich weiterarbeiten dürfen. Der Wert hat sich seit 2002 kaum verändert. Er lag konstant zwischen 44 und 49 Prozent. Im Übrigen: Die Katholiken vertrauen der evangelischen Kirche mehr als ihrer eigenen Kirche.

10. Erwartungen an Kirche und Diakonie

Die Erwartungen an die Kirche sind ganz klar: Sie soll eine sozial-diakonische Kirche und eine Kirche sein, die als Werte-Anker fungiert. Zunächst noch einmal etwas Methodisches: Wir sind in der Befragung der KMU VI nicht mit der Tür ins Haus gefallen. Wir haben nicht direkt nach der Kirchenverbundenheit gefragt, sondern die Befragten wurden gefragt, ob sie an einer Umfrage zur Gesellschaft und Werte teilnehmen möchten. Da gab es zu Beginn eine Reihe Fragen, in denen wir ganz allgemeine Dinge abgefragt haben und anschließend ging es langsam in die religionsaffinen Fragen. Im Laufe der Befragung wurde gefragt, ob Kirchen »Beratungsstellen für Menschen mit Lebensprobleme« betreiben sollten. Dafür waren 95 Prozent der Evangelischen, 92 Prozent der Katholischen und auch 78 Prozent aller Konfessionslosen. Ein weiterer Punkt war, ob »die Kirchen sich konsequent für Geflüchtete und die Aufnahme von Geflüchteten einsetzen« sollten, etwa mit United4Rescue. Dafür waren 76 Prozent aller Evangelischen, 80 Prozent aller Katholischen und auch 73 Prozent aller Konfessionslosen. Bei den Kindergärten trennt sich die Spreu vom Weizen, was Konfessionelle und die Konfessionslose betrifft. Wir haben bei den evangelischen Befragten 75 Prozent, die sagen: »Klar, die Kirchen sollten Kindergärten unterhalten«. Das befürworten auch 72 Prozent der Katholiken aber nur 44 Prozent der Konfessionslosen. Wobei ich die 44 Prozent immer noch sehr beachtlich finde. Der Aussage »Die Kirchen sollten sich für mehr Klimaschutz einsetzen«, stimmen 79 Prozent der Evangelischen, 76 Prozent der Katholischen und sogar 78 Prozent der Konfessionslosen zu. Da wird uns eine klare Funktion beigemessen. Stellt man die Frage einmal andersherum, nämlich »ob die Kirchen sich auf die Beschäftigung mit religiösen Fragen beschränken« sollten, findet man hingegen keine Mehrheit bei den Evangelischen und Katholischen. Da liegen wir bei 36 bzw. 37 Prozent. Lediglich bei den Konfessionslosen sagen 58 Prozent der Befragten: »Beschränkt euch doch bitte auf eure religiösen Themen.«

Unter Erwartungen an die Kirche gehört auch das, was wir unter »Bleibegründe« abgefragt haben. Es geht also um die Frage nach den Gründen, warum man in der Kirche ist. In allen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung seit 1972 war der Bestattungswunsch immer die Antwort mit der höchsten Zustimmung. Der ist jetzt ins Mittelfeld gerutscht. An erster Stelle steht nun, dass die Menschen in der Kirche bleiben, weil sie etwas für Arme, Kranke und Bedürftige tut. Den zweiten Platz nimmt der sozial-diakonische Punkt ein, also dass wir uns für Solidarität, Gerechtigkeit in der Welt und für die Zukunft der Menschen einsetzen. Nach allem, was ich schon zur Kirche als Werte-Anker gesagt habe, können wir festhalten, dass in der Frage nach der Bedeutung der Religion für das eigene Leben einzig und allein die Erziehung von Kindern eine Rolle spielt – auch über das kirchlich-religiöse Milieu hinaus. 37 Prozent geben hier an, dass das für sie bedeutsam ist. Bei den Taufgründen sagen gar 64 Prozent, dass ihnen auch an der christlichen Erziehung des Kindes gelegen ist. Bei den wenigen Bibellesenden sind es 58 Prozent, die angeben, dass die überlieferten Werte für die heutige Zeit noch angemessen sind und Orientierung geben.

11. Einfluss auf religiöse Einstellung

Wir stellen fest, dass es neben der Sozialisation in der Familie viele Angebote gibt, die die Kirche verantwortet, die eine erhebliche Bedeutung für die Einstellung zu der Kirche und Religion haben und der damit einhergehenden Werteorientierung. Nach wie vor und wie schon 2012 sind es die Mutter, der Vater, die Großeltern oder die Geschwister, die die Einstellung zur Religion, Glaube und Kirche prägen. Wir haben dieses Mal aber noch differenzierter gefragt und die Top-Antwort ist 2022 nun die Konfirmation mit rund 70 Prozent. Anschließend kommt die Mutter, was nicht verwunderlich ist, dann der Religionsunterricht, der Vater und die Jugendgruppen. Auch die Mitarbeitenden sind mit einem Drittel vertreten.

20 Prozent nannten außerdem das Internet, Medien und alles, was damit etwas zu tun hat. In der Gegenüberstellung mit den katholischen Befragten erkennen wir, dass bei ihnen die Mutter noch viel prägender ist als bei den Evangelischen. Bei den Konfessionslosen ist die Mutter an erster Stelle, gefolgt vom Vater und dann kommen die Konfirmation, Jugendweihe, Firmung und dergleichen. Anschließend kommen die Großeltern, der Religionsunterschicht und – deutlich anders als bei den Konfessionellen – alles, was mit Internet, Medien, Filme, Zeitschriften und Büchern zu tun hat.

12. Reformerwartungen

Mit den Reformerwartungen der Befragten kommen wir nun auf die Zielgrade. »Die evangelische Kirche muss sich grundlegend verändern, wenn sie eine Zukunft haben will« sagen 80 Prozent der Befragten. 78 Prozent bejahten aber auch: »Die Veränderungen, die es in der evangelischen Kirche in den letzten Jahren gab, gingen schon in die richtige Richtung.« Dazu kommt mit 77 Prozent die Forderung, Ehrenamtlichen mehr Entscheidungsgewalt zu geben und mit 76 Prozent Zustimmung die Forderung: »Die Kirche soll sich weniger auf ihre Gottesdienste konzentrieren, sondern sich mehr in allgemeine soziale Leben vor Ort einbringen. »Hier wird eine ganz klare Erwartung zur Sozialraumorientierung formuliert. Etwa 70 Prozent sind der Meinung, die Kirche muss sich in einem größeren regionalen Kontext organisieren, ansonsten hätten die kleineren Kirchengemeinden keine Zukunft.« Fragt man allerdings nach, wer bereit wäre, eine weiter entfernte Gemeinde oder kirchliche Einrichtung zu besuchen, wenn es dort ein attraktives Angebot gibt, sind lediglich 35 Prozent bereit dazu. Das heißt, zwischen Erwartungen an die Kirche und gelebter Wirklichkeit, gibt es eine große Lücke. Das markiert mit Blick auf regionale und lokale Entwicklungen auch drängende Herausforderungen, die angegangen werden dürfen. Denn bei allen großen Reformerwartungen darf nicht übersehen werden, dass es offensichtlich auch einen Kipppunkt der sozialen Nähe gibt, den wir nicht außer Acht lassen dürfen. Bei der katholischen Kirche sieht das Ergebnis unter den Befragten bezüglich der Reformerwartung im Übrigen noch viel heraufordernder aus.

13. Zusammenfassung

Wir können in der Tat sehr pessimistisch auf die Ergebnisse der KMU VI schauen. Ich denke aber, dass eine Hoffnung darin liegt, wenn Christ:innen das Herz überläuft – und es kommt auf jede Einzelne und jeden Einzelnen an. Wenn wir die vielen Dinge in unserem privaten Leben oder auch in unserem beruflichen Kontext aus einer intrinsischen und christlichen Motivation heraus tun und es uns gewissermaßen wie ein Docht durchzieht. Ich habe ein Beispiel für Sie: Ich meditiere seit zehn Jahren. Das tut mir gut und ich tue es, weil es mir guttut. Wenn ich das in meinem säkularen Kontext in Berlin erzähle, dann bekommen Freunde und Bekannte immer große Augen und möchten wissen, wie das funktioniert. Ich sage ihnen dann, wie ich es mache und empfehle ihnen, es einfach einmal auszuprobieren. Sie fragen mich immer: »Wie geht es dir? Du bist immer so tiefenentspannt und zufrieden.« Ich erkläre ihnen, dass ich aus einer Ruhe schöpfe. Da kann tagsüber passieren, was will. Ich lasse mich nicht aus der Ruhe bringen. Ich ziehe diese Kraft aus einer inneren Ruhe, die ich nicht selbst herstellen kann, sondern die sich einstellt und damit kann ich gut leben. Das bezeichne ich als »psalmistisches Dasein«. Ich glaube, das ist eine Spur für die Zukunft. Denn das, was wir in Kirchen, Gebäuden und den alten Schläuchen haben ist, um bei einem Bild von Paul Zulehner zu bleiben, sehr porös. Da müssen wir ständig so viel flicken und ausbessern. Viel eher lohnt es, auf den jungen Wein zu achten und dessen Anbau zu pflegen und zu keltern.

Ich halte fest: Das Feld des Religiösen unterliegt enormen Dynamiken. Das haben wir auch an mehreren Stellen gesehen. Zum Beispiel bei dem Item, dass Gott sich in Jesus Christus zu erkennen gibt, das bei den Evangelischen jetzt sogar mehr Zustimmung findet. Das kirchliche Proprium, also der Gottesdienst, das Gebet und die Bibel, haben für die kirchlich-religiösen Menschen noch eine Bedeutung und maximal noch für die religiös-distanzierten Menschen. Kasualien überschreiten die kirchlich-religiösen Grenzen noch am ehesten. »Die evangelische Kirche ist schon auf einem guten Weg«, sagen uns die Menschen, »sie muss sich allerdings weiter verändern, wenn sie eine Zukunft haben möchte.« Die Menschen haben Erwartung an uns als Kirche, vor allen Dingen an ihre sozial-diakonische Funktion und an ihre Funktion als Werteanker. Das, was Christian Albrecht und Reiner Anselm 2021 in ihrer Studie für das Lebensgefühl bereits festgestellt haben, kann man in den Detail-Ergebnissen auch nachzeichnen:1 Die Kirche und die Diakonie sollen zur Bewältigung des Alltags und vor Ort zum Tragen kommen. Nur dann sind sie plausibel. Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Anmerkung:

1 Vgl. Christian Albrecht und Reiner Anselm: Es zählt, was funktioniert. Theologische Interpretationen, in: Ulrich Lilie und Daniel Hörsch (Hg.): Lebensgefühl Corona. Erkundungen in einer Gesellschaft im Wandel. Eine

qualitative Langzeitstudie von midi zusammen mit dem Ev. Werk für Diakonie und Entwicklung e.V., Berlin o.D., 158–160, verfügbar unter: https://www.diakonie-pflege.de/sites/www.diakoniepflege.de/files/midi_studie_lebensgefuhl_corona.pdf, zuletzt am 25.03.2024.

 \mathbf{D}

Empirie und Theologie von Religion im urbanen Raum: Die zukünftige Stadt suchen

Prof. Dr. Thorsten Moos, Professor für Systematische Theologie (Ethik) an der Universität Heidelberg

3. November 2023

Wir haben im vorangegangenen Vortrag zur Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU) gehört, dass die religiöse Musik vor Ort spielt. Was ich im Folgenden versuche beizusteuern, sind einige Beschreibungen dessen, *welche* Musik dort spielt. Ich beziehe mich hier ebenfalls auf empirische Daten, die aber anderer Art sind als die der KMU.

»Kirche und Diakonie wollen Mitgestalter des Wandels sein. Und dadurch einen Beitrag zu einer neuen Erzählung von Zusammenhalt und Teilhabe für alle leisten«, so hat Diakoniepräsident Ulrich Lilie in seiner Eingangsrede zum Sozialraumkongress »Wir&Hier« von EKD und Diakonie Deutschland im Jahr 2021 formuliert. Der Begriff des Sozialraums ist in kirchlichen und diakonischen Diskursen der letzten Jahre prominent geworden als Suchformel für die lokalen Konkretionsformen von Kirche und Diakonie: für ihre vielfältigen Bezüge zu den Menschen, die ihr Leben eben an bestimmten Orten führen, aber auch für Teilhabeorientierung und für die Umstellung institutioneller Logiken von zentral organisierten auf netzwerkförmige Strukturen.

Dieses Interesse am lokalen Raum als Konkretionsform religiösen Lebens leitet auch meinen Vortrag, der allerdings das Thema aus einer erweiterten Perspektive aufnimmt. Ich will einen Schritt zurücktreten und fragen, wie sich Religion und Raum zueinander verhalten: wie Raum Religion prägt, aber auch, wie sich Religion in den Raum hineinbildet und diesen verändert, wie es in der um die außen hängende Glocke herum gewölbten Fassade des Ökumenischen Zentrums in der Hamburger Hafencity architektonisch versinnbildlicht ist. Ich möchte Ihnen von einer Studie erzählen, die Religion im urbanen Raum konkret untersucht hat. Es ist eine qualitative, empirische Studie, deren Ergebnisband gerade erschienen ist.1 Hier haben wir untersucht, wie sich Religion in der Vielzahl ihrer Formen verräumlicht. Das haben wir am Beispiel neuer Stadtquartiere getan – in der Unterstellung, dass man dort über die tagungstitelgebende »Zeitenwende« in Hinblick auf Kirche und Diakonie einiges erfahren kann. In neuen Stadtquartieren, das heißt: in

Neubauguartieren, aber auch in Konversionsquartieren, ereignet sich von der ersten Planung bis zur Realisierung und zur Nachverdichtung vieles zwischen Religion und Raum. Wir haben Quartiere angesehen, bei denen noch kein Stein auf dem anderen stand. Ebenso haben wir uns alte neue Stadtquartiere angesehen, das älteste unter ihnen Neuperlach in München, das berühmte Neue-Heimat-Quartier aus den 1960er Jahren. Auch ein solches vor längerer Zeit gegründetes Quartier bleibt aufgrund von Generationssynchronisationen über lange Zeit ein »neues« Quartier: Erstbezieher sind in der Regel junge Familien, die dann gemeinsam alt werden und in ähnlicher Zeit durch neue Bewohner:innen ersetzt werden. Auf diese Weise verliert ein solches Quartier das Gedächtnis, ein neues Quartier zu sein, erst nach 70 oder 80 Jahren.

Wir haben uns mit den Mitteln qualitativer Sozialforschung angesehen, wie in solchen neuen Quartieren religiöse Topografien entstehen. Ich möchte Sie mit der Methodik nicht weiter behelligen, die im genannten Buch eingehend dokumentiert ist. Wichtig ist nur, dass ein solcher Zugang keinen Anspruch hat, repräsentativ zu sein. Wir haben keine 5.500 Menschen befragt. Es ist eine qualitative Studie, die face to face gearbeitet hat mit Interviews, mit ethnografischen Methoden wie teilnehmender Beobachtung, Go-Alongs, Stadtteilbesichtigungen und ähnlichen Instrumenten. Ich möchte Ihnen vor dem Hintergrund unserer Frage von Kirche und Diakonie in der Zeitenwende einige Ergebnisse dieser Studie vorstellen. Wie können Kirchen und Diakonie in den gesellschaftlichen Herausforderungen der Zeit diesen Wandel mitgestalten?

Die Gliederung meines Vortrages ist einfach. Ich habe Ihnen fünf Themen mitgebracht, die wir in dieser Studie neben vielen anderen herausgearbeitet haben. In diesen, so möchte ich Ihnen vorschlagen, lassen sich wesentliche derzeitige gesellschaftliche Herausforderungen erkennen. Ich werde dabei im Wesentlichen beschreiben, was wir sehen und welche analytischen Schlüsse wir daraus ziehen. Die Studie selbst verfährt nahezu vollständig deskriptiv. Wenn ich mich dann auch normativer Bemerkungen nicht enthalten kann, geht das auf meine Kappe. Sie sind von dieser

Studie nicht abgedeckt. So will ich sprechen über Rahmenbedingungen und Bedeutungsschichten von Religion im Raum – in der Vielzahl ihrer Formen.

1. Bedeutungsvoller Raum

Das erste Thema ist der bedeutungsvolle Raum. Auf einem Bild aus der Gründerzeit des Münchener Quartiers Neuperlach stehen wichtige Menschen um ein Modell des Zentrums von Neuperlach – oder besser: ein Modell dessen, was das Zentrum hätte werden sollen – herum. Das Modell sieht einen Gebäudering mit einem Durchmesser von 30, 40 Metern vor, der ein weites Areal umschließt. Die städtebauliche Idee war, dass dieses riesenhafte neue Stadtquartier für 20.000 bis 25.000 Leute so etwas wie eine strukturgebende und identitätsstiftende Mitte haben sollte. Allerdings ist diese Mitte nie realisiert worden. Im Zentrum klafft ein Loch. Geplant hatte man vieles: Kultureinrichtungen, Bibliotheken, Lustbarkeiten – all das, was urbanes Leben auszeichnen soll. Realisiert wurde es nicht. In Neuperlach sucht man die Mitte immer noch. In unserem Forschungszeitraum (2017-2019) war die Eröffnung eines »Kulturquadrats« angekündigt, das die neue Mitte Neuperlachs hätte bilden sollen. Es gab eine Grundsteinlegung, aber - angesichts des Entwurfs normativ gesprochen: Gott sei Dank – ebenfalls keine Realisierung. Eine solche auf billige Wow-Effekte angelegte Architektur ist das Zeichen einer stadtplanerischen Verlegenheit: Was sollen wir mit den Zentren unserer Städte machen, wenn die dort wohnende Bevölkerung verdrängt ist und der Einzelhandel keine ausreichende Anziehungskraft mehr entwickelt? Gerade ist die nächste Etappe der Karstadt-Kaufhof-Dauertragödie in der Verhandlung. Es geht um das Schicksal von Mitarbeitenden der Kaufhäuser, aber vor allem geht es um die Zukunft zentraler urbaner Räume. Was passiert, wenn Airbnb die Städte entleert hat und das Shopping nicht mehr funktioniert? In verschiedenen Quartieren, die wir in der Studie untersucht haben, ist diese Verlegenheit manifest. Die Suche nach der Mitte ist im Gange.

Für unsere Frage ist nun interessant, dass Religion, insbesondere in Gestalt der christlichen Kirchen, einen Drang zur Mitte hat. Nach dem alteuropäischen Modell der Stadt steht eine Kirche in der Mitte. Entsprechend war für die Stadtplanung in der letzten Berliner Gründerzeit um 1900 klar, dass in der Mitte jedes neuen Quartiers eine neugotische oder neuromanische Hallenkirche gebaut wird; Kirchen, die im Übrigen niemals voll waren, aber eben doch die Mitte markierten. In den gegenwärtig entstehenden neuen Quartieren, die wir studiert haben, ist das nicht mehr der Fall. Doch auch hier gibt es den religiösen Trend zur Mitte, zum Teil mit sehr ambivalenten Erfahrungen verbunden. Zum Beispiel berichtet in der Heidelberger Bahnstadt der Pfarrer der zuständigen Kirchengemeinde, man habe sich entschieden, dort keine Kirche zu bauen, sondern am Rande des zentralen Platzes einen Kirchenladen zu eröffnen. So sei es geschehen - allerdings seien die Räumlichkeiten viel zu klein. Außerdem sei der Ort, von dem es geheißen hatte, es sei »ein Sahnestücken von der Lage her«, für die Gemeinde gegenwärtig katastrophal, da (zum Zeitpunkt des Interviews) das Quartier noch unfertig und der Platz noch nicht angelegt ist. Man befinde sich also derzeit und vermutlich für einige Jahre nicht in der Mitte, sondern vielmehr am Rand. In dieser Selbstverortung zeigen sich zugleich das zentripetale Streben und die Marginalisierungserfahrung der Gemeinde im neuen Quartier. Die Mitte bleibt Verheißung.

Umgekehrt artikulieren manche Stadtteilbewohner:innen ihr Bedauern darüber, dass die Kirche nicht mehr in der Mitte steht. Eine Frage, die uns interessiert hat, war, was sie vermissen. Denn einen Gottesdienstraum vermissen sie offenkundig in den seltensten Fällen. Vielmehr, so haben wir das in der rekonstruktiven Zusammenfassung unserer Ergebnisse genannt, entsteht durch das nicht errichtete Kirchengebäude im Zentrum des Quartiers so etwas wie eine >heilige Lücke<. So beschreibt eine ihrerseits nichtkirchliche Mitarbeiterin im Stadtteilverein: »[E]s gibt so Sachen, die würde man gerne im öffentlichen Raum wahrnehmen. Also zum Beispiel eine Tauffamilie, die vorbeigeht, oder ich warte so sehnsüchtig darauf, dass endlich die Kinder mit ihren Schultüten durch den Stadtteil laufen. Das können sie aber erst, wenn die Schule auch da ist. [D]ie wird ja jetzt gebaut. Aber von der Kirche wissen wir, die Kirche an sich wird nicht gebaut. Das heißt, ich kann eigentlich keine Festgemeinde oder auch keine Trauergemeinde, ich kann sie nicht wahrnehmen im Stadtteil, weil sie den Weg nicht antreten hier vor Ort.« »Wir haben Hochzeiten, wir haben Taufen, wir haben Todesfälle [...]. Es gibt ja viele Stationen [...], die man durchlaufen kann und die kann ich ja eigentlich im Stadtteil dann gar nicht machen. [Ich] muss immer aus dem Stadtteil rausgehen.« Interessant ist dabei, dass Trauerzüge auch dort, wo es Kirchengebäude gibt, in aller Regel nicht durch die Stadt ziehen. Trauergemeinden sind stadträumlich allenfalls auf Friedhöfen wahrnehmbar. Was vermisst wird, der Phantomschmerz, die heilige Lücke, die die nicht gebaute Kirche hier reißt, ist, so interpretieren wir das, letztlich die uneingelöste urbane Verheißung selbst: dass ich von der Wiege bis zur Bahre in diesem Stadtquartier leben kann; dass hier urban verdichtetes Leben in all seinen Facetten möglich ist. Das lösen die neugebauten Quartiere - »Zwischenstädte«, wie Thomas Sieverts sie genannt hat - systematisch nicht ein. Vielfach werden sie als Schlafstätten für Besserverdienende gebaut. Wer hier wohnt, muss für alles Wesentliche den Stadtteil verlassen. Das heißt: Die Frage nach der Mitte ist ein Inklusionsthema. Es geht um die Frage, welche Formen von Leben in diesem Stadtteil möglich sind. Wer lebt hier? Wie kann hier legitimer Weise gelebt werden?

Städtischer Raum wird somit als bedeutungsvoll gegliederter Raum adressiert. Religion lebt in solchen Raumgliederungen und stellt traditionell Markierungen wie den Kirchturm dafür zur Verfügung. Das ändert sich heute, aber das Zentrumsproblem bleibt. In der Markierung des Zentrums werden Legitimität und Bedeutung von Formen städtischen Lebens verhandelt. Wer darf hier leben? Wie wird hier gelebt? Gesucht wird nach integrativen Zeichen mit transzendierender Qualität, die die Einheit des unübersichtlichen und vielfältigen Stadtlebens ins Bild setzen, ohne die Vielfalt allzu sehr einzuengen. Leistet das ein Kulturzentrum, ein interreligiöses Zentrum, ein Bürgerzentrum? Oft wechseln solche Fantasien in Stadtplanungsprozessen mehrfach; zuweilen, wie in Neuperlach, bleibt das Problem einer Zentrumsmarkierung ungelöst.

An dieser Stelle haben, so scheint mir, Kirche und Diakonie unterschiedliche Aufgaben. Diakonie hat gemeinsam mit anderen Wohlfahrtsorganisationen die Aufgabe, in der Vielzahl ihrer sozialen Dienstleistungen zur Einlösung des urbanen Versprechens beizutragen: des Versprechens, dass ich mein Leben in unterschiedlichen Lebensphasen, Situationen und Bedürfnislagen hier leben kann. Allerdings steht die in viele einzelne Hilfefelder und Bedürfnislagen ausdifferenzierte Diakonie nicht für das Ganze dieses Lebens. Dieses Ganze zu symbolisieren ist eine traditionelle Aufgabe der Kirche, die allerdings in einer religiös und weltanschaulich immer pluraler werdenden Gesellschaft hier erst wieder ihre Rolle – etwa in der interreligiösen Zusammenarbeit – finden muss: eine offene Suchaufgabe.

2. Prekäre Öffentlichkeit

Das zweite Thema und meine zweite Vignette zu Religion und Raum ist das der prekären Öffentlichkeit. Ich wähle, passend zu unserem Tagungsort, noch einmal ein Beispiel aus München. Eine unscheinbare Kiesfläche ist Giesings ganzer Stolz: der sogenannte Grünspitz. Es handelt sich im Wesentlichen um eine größere Verkehrsinsel, zentral gelegen im Quartier. Aber es ist einer der wenigen öffentlichen Räume, die es hier noch gibt, wo ansonsten jeder Quadratmillimeter zu Höchstpreisen verkauft wird.

Eine Frage unserer Studie war, ob und inwiefern in den neuen Quartieren öffentliche Räume entstehen. Den Öffentlichkeitsbegriff verstehen wir in einem doppelten Sinn. Zum einen bezeichnet der Terminus Öffentlichkeit einen Bereich, der prinzipiell für alle zugänglich ist, im Englischen: the public. Man kann dort hingehen. Es gibt keinen Zaun. Der zweite, anspruchsvollere Öffentlichkeitsbegriff bezeichnet diejenigen Orte, an denen in einem Quartier über dessen Belange verhandelt wird. Wo ist Raum der Verhandlung über ein Thema, das alle gemeinsam angeht?

In Hinblick auf Religion und Raum ist nun die spannende Frage, wie viel Religion städtische Öffentlichkeit verträgt. Wir sehen in allen untersuchten Stadtquartieren Verhandlungen über die öffentliche Legitimität von Religion: Verhandlungen darüber, wieviel und welche Religion hier sein darf, und welche nicht. Dazu möchte ich drei Beispiele nennen mit Blick auf die sozialen Erwartungen, die an Religion in solchen Verhandlungen gestellt werden. Der Giesinger Grünspitz, mein erstes Beispiel, wird im Forschungszeitraum von einem Stadtteilmanagement mitverwaltet, öffentlich gefördert über das Projekt »Soziale Stadt«. Im Zuge dessen wurden Regeln für die Nutzung des Platzes aufgestellt. Eine Regel ist, dass alles, was auf diesem Grünspitz passiert, für alle Bürger:innen von Giesing offen sein soll. Daraus entstand ein Dauerkonflikt zwischen dem Stadtteilmanagement und der an den Grünspitz angrenzenden Moscheegemeinde. Diese Moscheegemeinde macht öffentliche Veranstaltungen auf diesem Platz, die aus Sicht des Stadtteilmanagements den Anforderungen nicht entsprechen. Ich zitiere die Stadtteilmanagerin: »Die [Mitglieder der Moscheegemeinde, TM] machen das mehrere Wochenenden im Jahr, da machen sie ein Nachbarschaftsfest auf diesem Grünspitz über ein komplettes Wochenende. Und dann stehen dann Zelte, die so ein bisschen so nach außen hin abgeschirmt sind, und da drinnen wird gegrillt.

Und, also ich habe mir das von Leuten aus dem Viertel sagen lassen, die haben sich da gar nicht hingetraut, weil sie gar nicht wussten, dass das für sie auch mit ist, weil da waren dann halt ein Haufen Menschen in schwarzen Anzügen und Frauen mit Kopftüchern, die da rumsaßen und ihr Zeug gegrillt haben. Und da findet dann auch keine Durchmischung statt, weil keiner von beiden Seiten so genau weiß, wie.« (Dieses und alle folgenden Zitate stammen aus dem o.g. Buch.) Wir haben hier einen hochgradig normativen Begriff von Öffentlichkeit, mit einer dezidierten Vorstellung davon, wie man sich im öffentlichen Raum zu betragen hat, und der Wahrnehmung einer Gruppe, die dieser Norm nicht entspricht. Daraus entspringt eine Vielzahl von Konflikten. Hier wird am Beispiel von Religion die Frage verhandelt, wie viel Fremdheit, wie viel Andersheit, wie viel Besonderheit ein Stadtquartier ertragen kann.

Das erfahren nicht nur muslimische Gemeinden. sondern auch christliche. So kommt mein zweites Beispiel aus Freiburg. Freiburg-Vauban ist ein frühes sozial-ökologisches Vorzeigeviertel aus den 1970er Jahren. Dort gibt es einen Diskurs um die Frage, wie viel Christentum wir ertragen. Man versteht sich als spirituell interessiert, aber positionelle Spiritualität, gar eine »dogmatische« Religion, wird potentiell als unstatthaft empfunden. Das manifestiert sich in einer Dauerdiskussion um das Stadtteilfest. Auf Stadtteilfesten inszeniert sich ein Stadtteil selbst. Mit Blick auf das Fest wird ähnlich wie mit Blick auf die Mitte, allerdings temporär, gefragt, wer und was wesentlich zum Quartier gehört. Darf also auf dem Stadtteilfest ein Gottesdienst stattfinden? Die lange eingespurte Antwort war: Nein, ein Gottesdienst darf nicht stattfinden. Aber er darf auf der Bühne des Stadtteilfestes nach dessen offiziellem Ende stattfinden, weil er dann nicht mehr zum Stadtteilfest gehört. Das aber nur dann, wenn dieser Gottesdienst interreligiös offen ist, wenn es eine spirituelle Feier ist, die alle Religionen umfasst. So spielt sich nach der Wahrnehmung unserer Interviewpartner:innen in jedem Jahr dasselbe ab: »[D]er Gottesdienst zum Stadtteilfest wurde nie als Teil des Stadtteilfestes gesehen. [...] Das war immer am zweiten Tag. Samstag ist Stadtteilfest und danach ist eben irgendwas danach. [...] Und dann kam im Quartiersbeirat immer das Argument, wenn spirituell, wenn die anderen auch mitmachen dürfen. Habe ich gesagt, ja, dürfen alle gerne mitmachen. Wenn ihr mir Personen nennt, die eine spirituelle Feier mit mir machen, dürfen alle dazukommen. Da hat sich nie jemand drauf gemeldet. [...] Aber immer jedes Jahr wieder war diese Diskussion nach dem Motto Gottesdienst und ah, ah.« Hier zeigt sich wiederum eine Verhandlung um die Frage, wie viel Besonderes, wie viel Spezifisches, wie viel Anderssein ein Stadtquartier verträgt.

Die Religionen sind aber nicht immer nur gleichsam Opfer solcher Verhandlungen. Sie prägen zuweilen die Verhandlungen erheblich mit. Das zeigt das dritte Beispiel aus Karlsruhe. Dort gibt es einen zentralen Platz neben dem neuen Quartier, wo eine Kirche steht, deren Treppe eine Art natürliche Bühne für den Platz bildet. Sie ist daher für öffentliche Veranstaltungen sehr begehrt. Da sie aber der Kirchengemeinde gehört, muss, wer dort etwas Öffentliches machen will, bei der Kirchengemeinde eine Genehmigung einholen. Solche Anfragen kommen auch von charismatischen Gemeinden, die dort Lobpreislieder singen wollen oder Ähnliches. »Die wollen am liebsten immer etwas auf unserer Kirchentreppe machen [...]. Und singen dann bei uns fromme Lieder und irgendwie so etwas. [...] Natürlich, wenn man etwas präsentieren will auf der Kirchentreppe, ist klasse. Wobei ich dazu sagen muss, ich sage nein. Ich sage, das ist unsere Kirchentreppe. Weil, es kommen Leute zu mir und sagen: →[W]as ist das für ein Verein? Gehört der zu Euch oder so? Und die Leute denken einfach, das sind wir. Und die Theologie kann ich einfach nicht unterstützen. Ja, das will ich auch nicht. Mit denen haben wir nichts zu tun.« An dieser Stelle ist die Kirchengemeinde stark und direktiv an der Gestaltung von Öffentlichkeit im Quartier beteiligt.

Zusammengefasst ist zu sagen, dass öffentlicher Raum (nicht nur in Städten) ein prekäres Gut ist. Religion trägt einerseits zur Erzeugung von Stadtteilöffentlichkeit bei. Als *place-giver* (Irene Becci) kommt ein religiöser Akteur, sei es die Kirchengemeinde, sei es eine diakonische Einrichtung, dabei in eine doppelte Rolle: Er wird zugleich zum gatekeeper, der den Zugang zur Quartiersöffentlichkeit kontrolliert und zwischen verschiedenen Akteuren selektiert. Andererseits steht Religion selbst in der Öffentlichkeit und muss sich darin beständig legitimieren. Religion in der Öffentlichkeit der Stadt versteht sich nicht von selbst. In dieser doppelten Hinsicht gilt es für Kirche und Diakonie auch in Zukunft, den eigenen Bezug zur lokalen Öffentlichkeit gerade unter den Bedingungen verstärkter religiös-weltanschaulicher Pluralisierung sorgfältig zu reflektieren und zu gestalten.

3. Erneuerte Inklusion

Mein drittes Thema ist das der sozialen Inklusion im Stadtquartier. Ich möchte Ihnen das am Beispiel der Karlsruher Südstadt darstellen. Sie ist durch eine in Nord-Süd-Richtung verlaufende Linie, die Rüppurrer Straße, in zwei Teile geteilt. Westlich davon befindet sich die alte Südstadt, mit Zügen eines sozialen Brennpunkts. Östlich der Straße liegt ein neues Stadtquartier mit allem erdenklichen Luxus. Das Tollste dort nennt sich »Car Loft«. Man fährt mit dem Auto in den Aufzug, fährt damit hoch zu seiner Wohnung, kann vor der eigenen Küchentür das Auto ausladen und es auf dem eigenen Balkon parken. Nun umfasst die örtliche Kirchengemeinde beide Quartiere. Durch einen starken sozialdiakonischen Ansatz geprägt, ist sie bemüht, diese soziale Spaltung mitten durch ihr Gemeindegebiet mit verschiedenen Aktionen zu überwinden, von denen ich ietzt nicht en detail berichten kann. Im sozialen Brennpunkt gibt ein altes Kirchengebäude, gelegen an dem zentralen Platz, der im Forschungszeitraum auch als Drogenumschlagplatz einen Namen hatte. Im Neubauquartier gibt es einen Kirchenladen, wo sehr viel diakonische Arbeit gemacht wird. Das ist im Wesentlichen ein offener Cafébetrieb. Nun: Sie merken es an den Getränken. Hier bekommen Sie den Chai Latte mit Hafermilch, dort den Filterkaffee, der acht Stunden auf der Warmhalteplatte stand. Das Interessante ist, dass dieselbe Gemeinde, die versucht, die soziale Spaltung zu überwinden, diese gleichzeitig in ihren eigenen Formen weiter verlängert und reproduziert, was zuweilen tragische Momente hat. Allerdings kann man umgekehrt sagen, dass diese Kirchengemeinde möglicherweise der letzte Ort des Quartiers ist, der die soziale Spaltung gleichsam am eigenen Leib erfährt und unter ihr leidet. Das Thema Inklusion und Religion steht in der Stadt unter den Bedingungen sozialer Ungleichheit. Insbesondere Kirchen und Diakonie legen großen Wert auf Inklusion, tragen aber gleichzeitig je auf ihre Weise dazu bei, soziale Grenzen zu repräsentieren und reproduzieren. Inklusionsbestrebungen wirken immer auch ausgrenzend und sind insofern beständig reformbedürftig; das zeigt sich an dieser Stelle in besonderer Weise.

Das Ganze verschärft sich durch die kirchliche Tendenz zur Regionalarbeit, also zur Einrichtung größerer Gemeinden oder Gemeindeverbünde. Denn der klassische urbane Pazifizierungsmechanismus für die potentielle Konflikthaftigkeit sozialer Ungleichheit ist die soziale Segregation. Verdrängungsprozesse trennen verschiedene soziale Schichten räumlich, und so behelligt man sich weniger; ein Mechanismus, der sich in nahezu allen Städten findet. Durch regionale Arbeit werden nun die Parochien oder die kirchlichen Bezirke so groß, dass sie über Gentrifizierungsgrenzen hinausreichen und die segregative Pazifizierung nicht per se greift. Das ist ein Kapital, aber, wie wir schon an Karlsruhe sehen, eine erhebliche und vermutlich in Zukunft weiter wachsende Herausforderung.

4. Lokales Engagement

In neuen Quartieren sehen wir, dass Religion und bürgerschaftliches Engagement sehr oft verbunden sind. Ein schönes Beispiel kommt aus Berlin-Heinersdorf nördlich von Pankow. Hier entsteht lokales Engagement insbesondere im Bereich der Kirchengemeinde. Dabei tritt Religion in doppelter Weise auf: nicht nur selbst als Akteur sozialen Engagements, sondern auch als dessen problematischer Anlass. Der lokale Bürgerverein, der sich im Forschungszeitraum engagiert in Stadtplanungsprozesse einbringt, entstand aus einem länger zurückliegenden Moscheebaukonflikt, genauer: aus einem Protest gegen den Protest gegen den Moscheebau. »Heinersdorf, öffne dich« war eine Bürgerinitiative, die sich damals gegen den Protest gegen den Moscheebau gegründet hatte. In dieser Initiative hat wiederum die Kirchengemeinde eine große Rolle gespielt, die darüber zum aktiven zivilgesellschaftlichen Akteur geworden ist. Religion fungiert hier mithin als Träger wie als Katalysator zivilgesellschaftlichen Engagements.

Solches zivilgesellschaftliche Engagement funktioniert vor allem in Netzwerken. In den Stadtplanungskontexten finden wir, dass sich dort Netzwerke und interessante Koalitionen bilden. Der Vorsitzende einer Stadtentwicklungsgesellschaft in Hamburg, Hafencity GmbH, sagt über den Pfarrer der nahegelegenen Citykirche: »Wir haben uns sehr oft die Bälle zugespielt. Und bei solchen Sachen ist das sehr gut. Ich bin auf der Seite der Hafencity GmbH und kann die Türen öffnen und solche Sachen auf den Weg bringen, und [der Pastor] ist zum Beispiel sehr hilfreich, wenn es um Fundraising geht bei Firmen. Da kann ich schlecht auftreten, aber er kann gut auftreten. Ein sehr wertvoller Akteur also. [...] Es ist gut, wenn man eine Mischung aus Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen hat, die solche Projekte tragen.« In dieser instrumentellen, aber auch von viel Sympathie getragenen Koalition zeigt sich insbesondere die soziale Erwartung an Religionen, für Wertebindung zu stehen.

In diesen Netzwerken finden wir nun unterschiedliche Personen, die ganz verschiedene Rollen ausfüllen. Wir haben versucht, eine Art kleine Typologie religiös-urbaner Akteure aufzustellen. Gestern hat Johannes Eurich über Hybridität der Diakonie gesprochen: Diakonie weist Anteile bzw. Logiken des Staatlichen, des Marktlichen und des Kirchlich-Zivilgesellschaftlichen auf. Wir finden, dass Kirchen gleichfalls eine hybride Struktur haben, weil die Akteursrollen, die Einzelne in ihnen haben, ebenso eher marktlich, staatlich oder zivilgesellschaftlich geprägt sein können. Es gibt erstens den Stadtunternehmer-Typ. Er zeichnet sich durch die Selbstermächtigung aus, sich für etwas zuständig zu sehen, aktiv zu werden, sich dazu Ressourcen zu suchen und etwas aufzubauen. Im Kontext von Stadtplanungsprozessen kann damit eine erhebliche stadtplanerische Professionalisierung einhergehen. In unserem Fall sind es männliche Pfarrpersonen, die diese Rolle einnehmen. Zweitens gibt es eine Art Beauftragtenrolle, die behördliche Rolle. Da ist die Gemeindepfarrerin, die wartet, bis sie von der mittleren Ebene beauftragt wird, in einem neuen Quartier tätig zu werden (und zugleich eine Entlastung von anderen Arbeitsaufgaben erhält). Die mittlere Ebene sieht sich aber nicht in der Lage, einen Auftrag zu erteilen, wenn nicht klar ist, was in diesem Quartier geschehen soll. Sie gibt das an die Gemeindepfarrerin zurück: Sie solle eine Idee entwickeln. Diese erwidert, sie könne keine Idee entwickeln, solange sie nicht beauftragt sei. Hier zeigen sich die Aporien kirchlicher Bürokratie und entsprechender staatsanaloger Rollenauffassungen in Reinkultur. Drittens finden wir zivilgesellschaftliche Intermediäre, die sich in diesen zivilgesellschaftlichen Prozessen als Moderator:innen begreifen. Und viertens gibt es die religiösen Charismatiker:innen, die sich als exemplarische religiöse Personen im Stadtteil sichtbar und ansprechbar zeigen.

Religion zeigt sich in neuen Stadtquartieren als Katalysator beziehungsweise als Motor zivilgesellschaftlichen Engagements. Interessanterweise haben die infrastrukturellen Voraussetzungen dafür eine entscheidende Bedeutung. Denn notwendig sind insbesondere räumliche und personelle Ressourcen, um Quartier als Knotenpunkt in zivilgesellschaftlichen Netzwerken tätig zu werden. Erlauben Sie mir dazu eine Bemerkung: In den gegenwärtigen kirchlichen Konsolidierungsprozessen scheint es mir in diesem Zusammenhang geradezu tragisch, dass wir uns so auf die Narrative von Abbau und Verlust fokussieren. Früher wäre für ein neues Quartier mit zwanzigtausend Leuten möglicherweise eine neue Gemeinde eingerichtet worden; heute wird vielleicht nur probehalber eine halbe Stelle für eine begrenzte Zeit zur Verfügung gestellt. Das ist viel weniger und in vielerlei Hinsicht unzureichend. Gleichwohl: Diese halbe Stelle ist mit hoher Wahrscheinlichkeit die einzige hauptamtliche personelle Ressource, die in diesem neuen Quartier überhaupt da ist. Sie bietet in begrenztem Umfang, aber immerhin überhaupt Möglichkeiten, um überhaupt etwas im Ouartier für das Quartier und seine Menschen zu tun. Ähnliches gilt für Räumlichkeiten wie etwa für den viel zu kleinen Kirchenladen. Es wäre schön, wenn es in allen Verlusterfahrungen und Trauerprozessen gelänge, die Möglichkeiten, die hier immer noch vorhanden sind, stärker wahrzunehmen.

5. Bewahrte Institution

Mein letztes Thema ist das der bewahrten Institution. Vis-à-vis der Kirche auf dem Dorfanger in Berlin-Blankenburg steht ein kleines, gemauertes Modell einer orthodoxen Kirche, das der Inhaber des hier so genannten »Dorfgriechen«, des griechischen Restaurants am Dorfanger, vor sein Lokal gestellt hat. Dieser Wirt geht immer zum Pfarrer, wenn er ein Problem hat; er ist für ihn die erste Ansprechperson in allen lokalen Belangen. Hier haben wir die Kirche als Institution. Wir merken, dass bei aller Freudigkeit für Netzwerkund Organisationsstrukturen der institutionelle Charakter von Kirche eine große Rolle spielt in allem, was vor Ort passiert. Es gibt einen Stellenplan. Es gibt ein Parochialprinzip, was bedeutet, dass sich kirchlicherseits jemand für ein bestimmtes Quantum Raum zuständig fühlt. Auch, wenn die verfügbaren Ressourcen sich immer weiter ausdünnen, umgreift die kirchliche Landkarte potenziell jedes Gebiet. Das ist ein erhebliches Kapital für die räumliche Orientierung kirchlichen Lebens.

Trotz ihrer klar zweckorientierten Organisationsstruktur hat Diakonie ebenfalls institutionellen Charakter. Die großen diakonischen Träger sind verlässliche Institutionen, die oftmals seit langem vor Ort tätig sind. Das gilt auch dann, wenn es sich hauptsächlich um Sekundärinstitutionen handelt (»ich brauche sie derzeit nicht, bin aber froh, dass sie da sind, falls ich sie einmal brauchen sollte«). Die Erwartung, Kirche solle sich um Arme und Kranke kümmern, ist nach den neuen KMU zwar etwas gesunken, aber nach wie vor prominent vorhanden. Darin liegt ein starkes institutionelles Moment, und mit diesem verbindet sich meine letzte These: Die Wahrnehmung vieler Schwierigkeiten der kleiner werdenden

Kirchen ist mit der parochialen Grundorientierung der Volkskirchen verbunden: Irgendwann ist es zu wenig Pizzateig für das ganze Blech. Aber Gemeinde als Parochie ist ein starkes Symbol dafür, dass sich Christenmenschen für die Stadt, den Raum und die dort lebenden Menschen zuständig und verantwortlich fühlen. Diesen institutionellen Charakter auch unter neuen Bedingungen zu erhalten, erscheint mir eine gleichermaßen schwierige wie lohnende Herausforderung.

6. Fazit

Es gilt, die zukünftige Stadt zu suchen oder besser: bei der Suche mitzuhelfen, wenn die Stadt nach ihrer zukünftigen Gestalt sucht. Mein Eindruck ist, dass sich fünf Grundthemen des Sozialen in der Stadt verdichten, die allesamt von hohem Belang für Kirche und Diakonie sind. Das ist erstens der bedeutungsvolle Raum mit seiner Frage, welches Leben hier gelebt werden kann und darf. Es ist zweitens der prekäre öffentliche Raum, wo wir verhandeln, was uns gemeinsam angeht: Das ist politische Kultur in der Vor-Ort-Version. Drittens das Thema der Inklusion: Wer gehört zu uns und wer bleibt ausgeschlossen? Viertens die Frage nach der künftigen Gestalt der Zivilgesellschaft: Wer übernimmt Verantwortung? Und fünftens: Welche Institutionen sind verlässlich und bleiben auch dann da, wenn das Leben problematisch wird?

Theologisch gesprochen sind das religiöse Kernanliegen. Es geht um fünf Dimensionen von Transzendenz, die die Stadt braucht. Bedeutungsvoller Raum wird inszeniert durch etwas, das die Zweckhaftigkeit der Raumnutzung übersteigt. Prekäre Öffentlichkeit, Verhandlungen über Zusammenleben, sind ausgerichtet auf einen Zustand sozialen Friedens, der in Gänze niemals eintritt, aber zumindest als transzendierende Vorstellung hinter gegenwärtigen Bemühungen um das Zusammenleben steht, und den es symbolisch präsent zu halten gilt. Der Gedanke der Inklusion ist mit dem Wissen verbunden, dass jede Inklusionsmaßnahme umso höhere Exklusionsschranken aufbaut; Inklusion ist damit ein

Prozess, der sich immer wieder selbst korrigieren, erweitern, übersteigen muss. Hinsichtlich des zivilgesellschaftlichen Engagements lässt sich fragen, wem man zutraut, Verantwortung über die eigenen Interessen hinaus wahrzunehmen und lokale Prozesse entsprechend zu moderieren. Und das unbedingte Dabeisein der Institution ist schon biblisch ein transzendierendes Motiv; Gott selbst stellt sich als »Ich-bin-da« vor. Wir haben gute theologische Gründe, uns an diesen Stellen zu engagieren.

Das heißt mitnichten, dass Kirche oder Diakonie immer die Lösung wären. Sie sind ebenso immer Teil des Problems. Im Hinblick auf bedeutungsvollen Raum haben Kirchen an ihren Marginalisierungserfahrungen zu knabbern. In Sachen prekärer Öffentlichkeit ist eine Milieuverengung in der Kirche diagnostiziert worden, während Diakonie auf sehr konkrete Zielgruppen fokussiert ist. Kirche und Diakonie Teil haben an vielen Exklusionsprozessen, und sie sind im lokalen Engagement immer auch auf eigene Interessen und insbesondere auf den Organisationserhalt fokussiert. Und doch dürfen wir hoffen, dass Kirche und Diakonie sich über diese Verengungen und Abschließungen in transzendierende Unruhe immer wieder hinaustreiben lassen.

Auch, wenn sie keine christliche Mehrheitsgesellschaft mehr vertreten, sind Kirche und Diakonie als Mitspieler aus eigenen Quellen vor Ort auf sehr vielfältige Weise unterwegs. Sie wissen (oder sollten wissen), dass sie einen Raum offenhalten, der in allen guten und wichtigen Lebenszwecken keinem Zweck gehört. Diese Aufgabe bedarf der immer neuen Aktualisierung in den Räumen und an den Orten, in denen Menschen (nicht nur in der Stadt) leben.

Anmerkung:

¹ Juliane Kanitz, Thorsten Moos und Christopher Zarnow: Religion im urbanen Raum. Neue Stadtquartiere und ihre religiöse Topographie, Bielefeld 2023.

D

Tagungskommentar: Kirche und Diakonie in der Zeitenwende – Ein Blick zurück nach vorn

Prof. Dr. Christian Oelschlägel, Professor für Diakoniewissenschaft mit dem Schwerpunkt Systematische Theologie/Ethik an der Universität Bielefeld

3. November 2023

Ich bin gebeten worden, die Tagung insofern mit zu begleiten, als dass ich einige Aspekte der Impulse und der Diskussion festhalte und für unsere abschließende Diskussion noch einmal in Erinnerung rufe. Wenn ich nun einige Beobachtungen mit Ihnen teile, dann bedeutet dies, dass ich naturgemäß nur einzelne Aspekte benennen kann und damit auch Themen ausblende, die nicht weniger wichtig sind. Wenn Sie möglicherweise Gedanken vermissen, die Ihnen im Laufe der Tagung wichtig geworden sind, dann nehmen Sie dies bitte zum Anlass, die im Anschluss in der Diskussionsrunde zu teilen und einzubringen.

Meine Überlegungen beginnen mit der Fragestellung der Tagung: Wo stehen Kirche und Diakonie heute, mitten in der Zeitenwende? Wir haben uns dem Thema zunächst mit einer Beobachtung zum Phänomen oder besser den Phänomenen der gefühlten Zeitenwende genähert, die über den Transformationsprozessen unserer Zeit stehen. Also dem Kontext, in dem diese Ortsbestimmung von Kirche und Diakonie stattfindet. Wir erleben unsere Zeit als geprägt durch miteinander verwobene Krisen, die ich stichworthaft in Erinnerung rufe:

- Krise des Multilateralismus hin zu einer Multipolarität
- Zunehmender Populismus
- Soziale Ungleichheiten
- Herausforderung des demografischen Wandels
- Diversifizierung von Lebensentwürfen und den Vorstellungen von einem guten Leben
- Digitalisierung die alle Lebensbereiche ändert und den Mensch-Maschine-Übergang neu auslotet
- Weltweiter Klimawandel, der rasche Verhaltensänderung verlangt
- Vertrauenskrisen, gerade auch in Institutionen

Vulnerabilität haben wir als eine zentrale Wahrnehmung unserer Zeit identifiziert. Auch die Zahlen der KMU sind aus Perspektive der Kirche nicht ermutigend. Schon vor dem Blick auf die aktuelle KMU hat uns Christoph Stolte deutlich gemacht, dass die EKM ihre kirchlichen Strukturen in der Fläche nicht aufrechterhalten können wird und im ländlichen Raum nicht mehr flächendeckend präsent sein wird.

Unabhängig davon, ob wir zustimmen, dass die Situation in Ostdeutschland die Zukunft der gesamten Kirche abbildet – oder das auch in Teilen Westdeutschlands bereits Realität ist - ist es Grundkonsens, dass es nicht so bleiben wird, wie es ist. Wir stehen vor der Aufgabe, Kirche neu zu denken und gestalten zu müssen.

Gegen dieses zunächst eher ernüchternde und demotivierende Bild haben wir aber auch die Ressourcen gesetzt, die (noch) zur Verfügung stehen. Annette Noller hat uns mit bildlich und plastisch vor Augen geführt, welchen Reichtum und das ist nicht rein finanziell gemeint - eine starke, gut verwurzelte und vernetzte Diakonie besitzt. Auch diese Bilder gehören zur Ausgangslage.

Nicht explizit erwähnt wurde, dass Krisen auch ein ungeheures Kraftpotential bergen können, um den Durchbruch zu neuen Lebensperspektiven zu gestalten. Ein Schlüssel für den positiven Umgang mit Krisen kann die Erinnerung an bereits bewältigte Herausforderungen sein und die hierbei angewandten Handlungs- und Bewältigungsstrategien. Insofern legt sich der Bezug zu dem Epochenbruch nahe, auf den Wichern und die Entstehung der modernen Diakonie vor 175 Jahren geantwortet haben.

Und hier setzten dann Beobachtungen zum Verhältnis von Kirche und Diakonie ein. Den Begriff haben wir im Laufe thematisiert bzw. die Frage, ob diese Gegenüberstellung von Kirche und Diakonie nicht schon eine Abgrenzung vornimmt. Wie wären die Kirche und die Diakonie zu fassen? Offenbar haben diese Begriffe ganz unterschiedliche Bedeutungsebenen.

Von Kirche und *ihrer* Diakonie haben wir übrigens meiner Beobachtung nicht ein einziges Mal gesprochen. Hier ist die Diskussion offenbar weiter. Teilweise deutete sich an, dass wir möglicherweise künftig von Diakonie und ihrer Kirche sprechen werden. Es klang bereits in der KMU an, dass die sozial-diakonische Funktion von Kirche eine prominente Erwartung ist.

Allerdings zeigt das Beispiel der Entstehung der inneren Mission auch, dass die Wahrnehmung einer akuten Krisensituation in Organisationen nicht unbedingt zu Veränderungen führen muss. Zumindest im Blick auf die verfasste Kirche hat Wicherns Impuls nicht den von ihm intendierten Effekt zur Transformation gezeigt.

Die darauffolgende Entwicklung der modernen Diakonie haben wir gestern als eine Geschichte begründeter Differenz, aber auch des Fremdelns von Diakonie und Kirche gelesen. Hilfreich war die Erinnerung daran, dass dies von Anfang an so angelegt war. Kirche und moderne Diakonie bestanden zunächst nicht als Einheit, die sich im Laufe der Zeit auseinanderentwickelt hätten. Von Anfang an hat sich hier ein breites und differenziertes Organisationsspektrum in der modernen Diakonie und Kirche entwickelt. Daraus folgt, dass wir als Ausgangspunkt nicht fragen müssen, wie wir das Auseinandergefallene wieder zusammenbekommen, sondern entspannter betrachten können, welche Art der Organisation und der Kooperation für die heutigen Herausforderungen jeweils ganz pragmatisch angemessen

Christoph Stolte hat gestern formuliert: »Diakonie gewinnt als Ort kirchlichen Lebens in der Gesellschaft an Bedeutung und häufig wird Kirche von Menschen überwiegend über diakonische Einrichtungen und Angebote wahrgenommen. Je mehr sich die verfasste Kirche aufgrund des eigenen Ressourcenmangels aus der Fläche zurückziehen muss, stellt sich die Frage, welche zukünftige Bedeutung eine diakonische Einrichtung als Ort kirchlichen Lebens im Sozialraum hat und wie sie diesen bewusst gestaltet. Diakonie ist nicht nur der Geleitzug der verfassten Kirche.« Für mich folgt daraus auch, dass Diakonie aus sich selbst heraus beschreiben muss, was ihr christliches Profil bzw. ihre Identität auszeichnet, und kann dieses nicht von der verfassten Kirche ableiten.

Auf dem Weg einer tragfähigen Selbstbestimmung, was Diakonie ist, lautet die These der Tagung im Großen und Ganzen: Diakonie ist Kirche Jesu Christi. Das habe ich gestern in zahlreichen

Beiträgen wahrgenommen. Dies wurde mit unterschiedlichen theologischen Gedankengängen begründet:

Zum einen über die vier altkirchlichen Grundvollzüge oder Lebensäußerungen von Kirche, die als Formen eines Lebens in der Nachfolge Jesu Christi, für die Jesus Christus seine Gegenwart unter den Menschen zugesagt hat, verstanden werden können, wie es Christoph Stolte eingebracht hat:

- Verkündigung: Die Aussendung der Jünger, um die Botschaft des nahen Gottesreiches zu den Menschen zu bringen (LK 10,1.9.16);
- Liturgie: Die Einsetzung des Abendmahles (LK 22,19) und der Auftrag zur Verkündigung und Taufe (Mt 28,16-20;
- Diakonie: Die Erzählung vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 25-36), die Rede vom Weltgericht (Mt 25, 31-46), Armenversorgung (Apg 6,1-7), Geldsammlung (1. Kor 16,1-4);
- Gemeinschaft: Gemeinschaft in Einheit und Vielfalt (1. Kor 10-13), die Aufforderung der geschwisterlichen Verantwortung (Mt 18,15-20), urchristliche Gemeinden (Apg 2,42-47)

Diakonisches Handeln ist dann per se Lebensäußerung von Kirche. Das Kirche-Sein der Diakonie ist auch nicht eine Art »diakonisches superadditum« bzw. zusätzliches diakonisches Profil, sondern eine Grunddimension, die alle Formen diakonischen Handelns durchdringt.

Zum anderen verlief eine Argumentationslinie über den Artikel 7 der *Confessio Augustana*, der von der Predigt des Evangeliums in der »Versammlung aller Gläubigen« spricht. Wir haben über die Unverfügbarkeit eines individuellen Bekenntnisses sowie des Kommunikationsgeschehens der Verkündigung des Evangeliums gesprochen.

Ekklesiologisch betrachtet gilt von der Kirche, so hat Annette Noller formuliert, dass sie nicht durch die Anwesenheit der Gläubigen oder Getauften konstituiert wird, sondern dadurch, dass Christus selbst sich den in der Gemeinde Versammelten schenkt. Mit Bezug auf Fritz Lienhard war bei Annette Noller die Rede davon, »dass Kirche immer rezeptiv ist. Sie definiert sich weder durch das, was sie an sich und für sich ist, noch durch das, was sie tut, sondern durch das, was sie empfängt.« Dies befreit Diakonie als Kirche

von dem Druck, Taufe oder ein Bekenntnis als Voraussetzung für Zugehörigkeit fordern zu müs-

Wir haben am Ort der Diakonie insbesondere eine große religiöse und weltanschauliche Form von weltanschaulicher Pluralität und gelebter Religion. Dies habe ich übereinstimmend als Beschreibung gehört. Wenn wir dann festhalten, dass Diakonie Kirche ist, dann ist Diakonie eine Kirche, zu der eben auch die muslimische Mitarbeiterin und der atheistische Mitarbeiter gehört. Wir haben Menschen anderer Religionen, Menschen, die sich dezidiert keiner Religion anschließen, als Nutzer:innen und als Mitarbeitende und oft als beides zugleich. Heißt das: Am Ort Diakonie wird Kirche in sich selbst interreligiös oder auch nicht-religiös oder gar »post-christlich«? Darum haben wir gestern auch in den Diskussionen gerungen. Was das theologisch bedeutet, ist mir noch nicht ganz beschrieben. Hier scheint es noch Bedarf an Konkretisierung zu geben.

Der dritte Punkt behandelt den gemeinsamen Auftrag von Kirche und Diakonie zur Kommunikation des Evangeliums. Wir haben hier diskutiert, ob die Begriffe Kommunikation und Evangelium hilfreich sind. Meinem Verständnis nach hat diese Bestimmung des gemeinsamen Auftrags von Kirche – und damit auch von Diakonie – breite Zustimmung gefunden. Der Begriff der Kommunikation ist dabei umfassend verstanden worden und bezeichnet unabschließbare kommunikative Aushandlungsprozesse. Evangelium wird dabei nicht als eine feste Größe verstanden und ist auch nicht unabhängig von der konkreten Kommunikation fassbar. Die Bedeutung von Evangelium wird im dialogischen Kommunikationsgeschehen generiert, ist dabei ergebnisoffen, aber nicht beliebig. Die Kommunikation des Evangeliums hat eine Wirklichkeit schaffende Dimension. Das Evangelium ereignet sich kommunikativ immer wieder neu im Austausch von Personen und in deren Beziehungen zueinander und zur Umwelt.

Diakonie ist Kirche und damit in einer säkularen Gesellschaft ein für die Zukunft bedeutender Ort nicht nur kirchlichen Lebens. Wichtig erscheint mir die Beobachtung, dass mit dieser Identitätsbestimmung zum einen offen ist, wie sich dies konkret umsetzt. Was heißt es für ein diakonisches Unternehmen, Teil an der Kommunikation des Evangeliums zu haben? Im Grunde beginnt mit dieser Identitätsbeschreibung die Aufgabe, Umsetzungen zu benennen und weiter zu konkretisieren. Vielleicht kann Christoph Stolte dazu

gleich noch ergänzen, wie der Prozess in Mitteldeutschland auf den Weg gebracht wird.

Ich habe gestern den Eindruck gewonnen, dass die Formel »Diakonie ist Kirche« überwiegend Zustimmung gefunden hat - zumindest auf ekklesiologischer Ebene. Im Blick auf die Organisationen sehe ich das Bild differenzierter. Johannes Eurich hat in seinem Impuls festgehalten, dass auf der sichtbaren Ebene organisierte Diakonie eine von der verfassten Kirche unterschiedene Organisation ist, deren rechtliche Selbständigkeit und jeweiligen Organisationslogiken zu beachten sind. Dies ist nicht unbedingt als Defizit zu sehen, sondern als Chance, die jeweiligen Organisationsformen in ihren Stärken zu ergänzen. Gleichzeitig müssen aber auch organisatorische Fragen im Blick bleiben: Wie sind diakonische Unternehmen in kirchlichen Gremien vertreten? Hier wurde eine deutliche Unwucht festgestellt und die Forderung laut, Vertreter:innen der Diakonie etwa in Synoden breiter und konstitutionell zu beteiligen. Die Zuordnung von Kirche und Diakonie muss das auch bedenken. Machtfragen dürfen eben nicht verdeckt werden. Anders gesagt: Auch bei einem Tanzpaar, von dem hier schon die Rede war, stellt sich die Frage, wer führt?

Sympathisch, aber inhaltlich noch weiter zu konturieren ist für mich, wie Kirche als Netzwerk zu denken wäre. Sympathisch, weil der Gedanke des Netzwerks den Fokus weg von einer Kirchenleitung legt, die über alles Macht hätte, so hat es ein Impuls formuliert, hin zu einer Kirche Jesu Christi als Netzwerk vielfältiger kirchlicher Orte.

Nicht so intensiv diskutiert haben wir das Thema Sozialraumorientierung. Das gehört, wie wir im Vortrag von Daniel Hörsch gelernt haben, zur Erwartungshaltung an Kirche. Explizit habe ich es, glaube ich, nur bei Frau Peterhoff, Herrn Stolte und Thorsten Moos gehört. Ulrich Lilie hat mit Bezug auf Johannes Rau darauf hingewiesen, dass die Kommune, die konkrete Nachbarschaft, der Ernstfall der Demokratie sind – und auch der Ernstfall von Kirche und Diakonie. Es geht um Verantwortung für alle Menschen im Sozialraum, so hat er es formuliert. Das ist etwas, dessen Diakonie sich als Teil des Sozialstaates bewusst ist: Sie ist aus gesetzlichen und aber auch aus inhaltlichen Gründen – dort, wo sie sozialstaatliche Aufgaben erfüllt – für alle da. Interessant ist, wie sich dies dann zur Mitgliederorientierung von Kirchengemeinden verhält, wenn die explizite oder implizite Regel in Frage gestellt wird, zunächst Gemeindekinder bevorzugt in die Kita

aufzunehmen. Etwas zugespitzt kann man sagen, dass sich im Sozialraum die Frage stellt: Wo fühlen wir uns hauptsächlich für unsere Mitglieder zuständig und wo fühlen wir uns tatsächlich für alle zuständig? Dazu haben wir gestern kontroverser diskutiert.

Was mir auffällt: Wir haben das Thema - beinahe natürlich – aus einer deutschen oder zumindest europäischen Perspektive diskutiert. Die Kirche mit ihrer weltweiten ökumenischen Vernetzung, aber auch die Diakonie mit ihren grenzübergreifenden Kooperationen sind an dieser Stelle wirklich intensiv unterwegs. Vor gut einem Monat ist am Institut für Diakoniewissenschaft und Diakoniemanagement in Bielefeld ein neuer Jahrgang eines internationalen Masterstudiengangs für diakonisches Management gestartet, in dem Studierende von den Philippinen, aus Indonesien, aus verschiedenen afrikanischen Ländern und aus Deutschland gemeinsam lernen - und das auch gemeinsam in den verschiedenen lokalen Kontexten: Der Kurs reist dazu in drei Kontinente. Hier kommen Menschen zusammen, die lernen, ihre Kirche diakonisch zu organisieren und das passiert international unter ganz anderen Bedingungen. Ich betreue gerade eine Arbeit, die sich mit

der Umstellung auf nachhaltige Landwirtschaft für Bauern in Indonesien als diakonische Aufgabe befasst. Die Wahrnehmung von diakonischer Realität weltweit, mit der wir zum Teil intensiv auch verflochten sind, scheint mir – auch im Kontext des Studiengangs – Teil dieses Themas zu sein. Wie kommt es zu einer guten Kooperation oder wie können wir die Entwicklung einer guten Kooperation von Diakonie und Kirche stärken, die in diesen Ländern ganz ohne Frage ist?

Wo stehen Kirche und Diakonie also heute, mitten in der Zeitenwende? Sie stehen an der Seite vulnerabler Menschen in Krisen, war Annette Nollers Aussage. Es war nicht als Antwort auf diese Frage gedacht, aber der Satz ist mir hängengeblieben. Er macht deutlich, dass eine diakonische Kirche eine Kirche am sehr weltlichen Ort, eine Kirche nahe bei den Menschen ist - zugleich ist sie auch interessiert an Veränderung von Strukturen im Sinne einer politischen und prophetischen Dimension. Diakonie als Kirche ist eine Kirche mit Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen. Sie ist eine Kirche, die sich nicht nur um sich selbst dreht. Auch wenn sie gestern und heute im Mittelpunkt unserer Über- \mathbf{D} legungen stand.

Verzeichnis der Referentinnen und Referenten

Prof. Dr. Christian Albrecht, Professor für Praktische Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Prof. Dr. Johannes Eurich, Professor für Praktische Theologie/Diakoniewissenschaft an der Universität Heidelberg

Daniel Hörsch, Sozialwissenschaftlicher Referent bei midi - Evangelische Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung, Berlin

Pfarrer Ulrich Lilie, bis Ende 2023 Präsident der Diakonie Deutschland sowie stellvertretender Vorstandsvorsitzender des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung, Berlin

Prof. Dr. Thorsten Moos, Professor für Systematische Theologie (Ethik) an der Universität Heidelberg

Oberkirchenrätin Prof. Dr. Annette Noller, Vorstandsvorsitzende des Diakonischen Werks Württemberg, Stuttgart

Prof. Dr. Christian Oelschlägel, Professor für Diakoniewissenschaft mit dem Schwerpunkt Systematische Theologie/Ethik an der Universität Bielefeld

Diakonin Elisabeth Peterhoff, bis Ende Januar 2024 Mitglied des Vorstands der Rummelsberger Diakonie und Leiterin der Rummelsberger Diakoninnengemeinschaft, seit Februar 2024 Leiterin der Telefonseelsorge Ostoberfranken, Bayreuth

Oberkirchenrat Christoph Stolte, Vorstandsvorsitzender der Diakonie Mitteldeutschland, Halle an der Saale

Jahrgang 2023

- 27/23 38. Deutscher Evangelischer Kirchentag (1) Eröffnungs- und Schlussgottesdienste, Podien Nürnberg, 7. bis 11. Juni 2023 32 Seiten / 4,30 €
- 28/23 Ökumenischer Dialog mit der römischkatholischen Kirche (Frühjahrstagung der Bischofskonferenz der VELKD mit Kurt Kardinal Koch, Kloster Loccum, 11. bis 14. März 2023) – 40 Seiten / 4,30 €
- 29/23 »Vom Krieg zum Frieden« (Tagung des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins in Kooperation mit der Martin-Niemöller-Stiftung, Erfurt, 24. bis 26. März 2023) 60 Seiten / 5,30 €
- 30/23 **Sterbehilfe (5)** Deutscher Bundestag: Debatte über Gesetzentwürfe zum assistierten Suizid am 6. Juli 2023/Entschließungsantrag »Suizidprävention stärken«; Stellungnahmen von Kirchen und Diakonie zur Bundestagsdebatte 36 Seiten / 4,30 €
- 31/23 **38. Deutscher Evangelischer Kirchentag (2)** Bibelarbeiten, Nürnberg, 7. bis 11. Juni 2023 60 Seiten / 5,30 €
- 32/23 Schuldbekenntnis der EKHN gegenüber queeren Menschen 3. Tagung der 13. Kirchensynode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN), Frankfurt am Main, 27. bis 29. April 2023 24 Seiten / 3,60 €
- 33/23 Klimapolitik und Ungleichheit –
 12. Konferenz zur sozialen Spaltung (Tagung der Evangelischen Akademie der Nordkirche in Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft Soziales Hamburg)
 40 Seiten / 4,30 €
- 34/23 Jahresempfang Foyer Kirche und Recht Mit Festvorträgen von Kirchentags-Generalsekretärin Dr. Kristin Jahn und Prälat Dr. Karl Jüsten (Karlsruhe, 28. Juni 2023 und 19. Juli 2022) – 28 Seiten / 3,60 €
- 35/23 **Unselige Kontinuitäten?!** Historische Feindbildproduktion wahrnehmen, als Herausforderung protestantischer Geschichte annehmen und als postkoloniale Aufgabe aufnehmen (Eine Kooperationsveranstaltung vom Zentrum für Mission und Ökumene Nordkirche weltweit, dem Christian Jensen Kolleg und der Evangelischen Akademie der Nordkirche, Breklum, 25. bis 27. Oktober 2022) 60 Seiten / 5,30 €
- 36/23 **Öffentlich-Rechtliche im Brennpunkt** (Frühjahrstagung des Politischen Clubs der Evangelischen Akademie Tutzing, 17. bis 19. März 2023) 44 Seiten / 4,80 €
- 37/23 Christliche Signatur des zeitgenössischen Antisemitismus (Fachtagung und öffentliche Podiumsveranstaltung der Evangelischen Akademie zu Berlin, 27. bis 29. Juni 2022) 56 Seiten / 5,30 €
- 38/23 Kirchliche Baudenkmale Kulturelles Erbe auf einem steinigen Weg in die Zukunft
 Adalbert Schmidt (Ev.-luth. Landeskirche Hannovers) und Karl Schmiemann (Erzbistum Hamburg) Predigt zur Trauerfeier für Landesbischof i.R.
 Horst Hirschler (Landesbischof Ralf Meister,
 19. August 2023) 20 Seiten / 2,80 €

- 39/23 2. Bericht zur Lage der Bibel in Deutschland und im deutschen Sprachraum Schwerpunkt: »Bibelverbreitung« (Dr. Christoph Rösel, Generalsekretär der Deutschen Bibelgesellschaft, Stuttgart, Mai 2023) 24 Seiten / 3,60 €
- 40/23 **38. Deutscher Evangelischer Kirchentag (3)** Weitere Bibelarbeiten und Podien, Nürnberg, 7. bis 11. Juni 2023 44 Seiten / 4,80 €
- 41/23 Festakt »175 Jahre Diakonie« / Eröffnung Interkulturelle Woche / Kanzelrede zum Staatskirchenrecht / St.-Michael-Jahresempfang 20 Seiten / 2,80 €
- 42/23 **Under God's Blessing Shaping the Future** (16. Vollversammlung der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK), Tallin, 14. bis 20. Juni 2023) 40 Seiten / 4,30 €
- 43/23 »Der Tod steht uns gut« Hospizarbeit im Wandel (25. Loccumer Hospiztagung, 3. bis 5. März 2023, Ev. Akademie Loccum) 24 Seiten / 3,60 €
- 44/23 Stellungnahme des Rates der EKD zur Regelung zum Schwangerschaftsabbruch / Tag der Deutschen Einheit – Predigten (Fehrs/Heße), Festrede (Harbarth) / Andacht beim Festakt 175 Jahre Diakonie (Kurschus) – 24 Seiten / 3,60 €
- 45/23 **50 Jahre Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP)** Festveranstaltung, Frankfurt am Main, 4. Oktober 2023 28 Seiten / 3,60 €
- 46/23 Ehrlichkeit ist das Gebot der Stunde Beitrag der Gemeinsamen Konferenz Kirche und Entwicklung (GKKE) zur Auswertung des deutschen Einsatzes in Afghanistan (Berlin, 30. August 2023) 20 Seiten / 2,80 €
- 47/23 **Diskussion über § 218** (Diakonie, Ökumenischer Arbeitskreis u.a.) / **Solidaritätskundgebung mit Israel** (Berlin, 22. Oktober 2023) / **375 Jahre Westfälischer Friede** (Osnabrück, 25. Oktober 2023) 32 Seiten / 4,30 €
- 48/23 Verleihung des ökumenischen Predigtpreises 2023, Bonn, 16. Oktober 2023 28 Seiten / 3,60 €
- 49/23 Synodentagung (1): Texte von VELKD und UEK (Ulm, 10. bis 13. November 2023) 44 Seiten / 4,80 €
- 50-51/23 **50 Jahre Leuenberger Konkordie** Ausgewählte Texte aus Veranstaltungen im Jubiläumsjahr 2023 100 Seiten / 7,50 €

Jahrgang 2024

- 1-2/24 **Rüstungsexportbericht 2023** (Vorgelegt von der Fachgruppe Rüstungsexporte der Gemeinsamen Konferenz Kirche und Entwicklung (GKKE) am 12. Dezember 2023 in Berlin) 72 Seiten / 6,10 €
- 3/24 Synodentagung (2): Texte zur Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) (Ulm, 12. bis 14. November 2023) / Rücktrittserklärung von Präses Dr. h.c. Annette Kurschus (Bielefeld, 20. November 2023) 36 Seiten / 4,30 €

- 4-5/24 Zwischen Paternalismus und Partizipation Sinti* und Roma* in Geschichte und Gegenwart kirchlicher Sozialarbeit (Fachtagung des Netzwerks Sinti Roma Kirchen, Nürnberg, 24. bis 25. November 2023) 76 Seiten / 6,10 €
- 6/24 Kirchengemeinschaft auf dem Weg (Abschlussdokument zu dem Lehrgespräch zwischen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) und dem Bund Evangelisch-Freikirch-licher Gemeinden in Deutschland – Baptisten (BEFG) in den Jahren 2017-2023) – 48 Seiten / 4,80 €
- 7/24 Synodentagung (3): Texte zur Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) (12. bis 14. November (Ulm) und 5. Dezember (digital) 2023) 60 Seiten / 5,30 €
- 8/24 Kirche. Politik. Medien. Relevanzverluste und Bedeutungsgewinne (Beiträge zu einer Tagung der Evangelischen Akademie Thüringen vom 15. bis 16. September 2023) 44 Seiten / 4,80 €
- 9/24 **Holocaust-Gedenktag** / **Kirchentags-Sonntag**: Predigt von DEKT-Präsidentin Anja Siegesmund, Hannover, 2. Februar 2024 / **Ökumenischer Tag der Schöpfung**: Prof. Dr. Wolfgang Lucht 24 Seiten / 3,60 €
- 10-11/24 Christlicher Antisemitismus: Ursachen Einsichten Konsequenzen (Tagung der Evangelischen Tutzing, 23. bis 25. Oktober 2023) 88 Seiten / 6,80 €

- 12/24 One Body, One Spirit, One Hope/ Ein Körper, Ein Geist, Eine Hoffnung (13. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB), Krakau, 13. bis 19. September 2023 - 68 Seiten / 5,60 €
- 13/24 Ökumenischer Lagebericht 2023 des Konfessionskundlichen Instituts (Kollegium des Konfessionskundlichen Instituts des Evangelischen Bundes, Arbeitswerk der EKD, Bensheim) 64 Seiten / 5,60 €
- 14/24 **16. LutherKonferenz der Internationalen Martin Luther Stiftung und Verleihung der LutherRose**, Lutherstadt Wittenberg, 11. November 2023 40 Seiten / 4,30 €
- 15/24 **Inventur. Schulbücher jüdisch-christlich bedenken** (Tagung Berlin, 13. bis 14. November 2023) 56 Seiten / 5,30 €
- 16-17/24 **Die Welt nicht akzeptieren, wie sie ist Dorothee Sölle zum 20. Todestag** (Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing, 10. bis 12. November 2023) 88 Seiten / 6,80 €
- 18/24 Kirchliche Stellungnahmen zu Rechtsextremismus und AfD 40 Seiten / 4,30 €
- 19/24 Kirche & Diakonie in der Zeitenwende #aus Liebe genauer hinschauen (Tagung der Ev. Akademie Tutzing in Kooperation mit der Diakonie Deutschland, Tutzing, 2. bis 3. November 2023) 48 Seiten / 4,80 €

Der Informationsdienst epd-Dokumentation (ISSN 1619-5809) kann im Abonnement oder einzeln bezogen werden. Pro Jahr erscheinen mindestens 50 Ausgaben.

Bestellungen:
GEP gGmbH Leserservice
Postfach 1154
23600 Bad Schwartau
Tel.: 0451 4906-830
Fax: 0451 4906-950
E-Mail: gepleserservice@medienexpert.com
Internet: http://www.epd.de

Das Abonnement kostet monatlich 36,00 € inkl. Versand (mit Zugang zum digitalen Archiv: 41,90 €). E-Mail-Bezug im PDF-Format 33,25 €. Die Preise für Einzelbestellungen sind nach Umfang der Ausgabe und nach Anzahl der Exemplare gestaffelt.

Die Liste oben enthält den Preis eines Einzelexemplars; dazu kommt pro Auftrag eine Versandkostenpauschale (inkl. Porto) von 2,50 €.

epd-Dokumentation wird auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.